

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn Arnold
v. Tidebühl in Riga, Georgenstrasse Nr. 4, zu richten.

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tidebühl.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

XL. Band.

9. Heft.

Inhalt.

	Seite
Aus dem Leben des Grafen Dietrich Keyserling. Von H. D.	507
Lenz' Stellung zu Lavaters Phsygnomik. (Schluß.) Von Dr. F. Waldmann	526
Serbstrufe. Von L. S.	534
Johann Heinrich Kant. Von B. Diederichs	535
Sarnacks Angriff auf das apostolische Glaubensbekenntniß, beleuchtet von einem baltischen Theologen. Von E.	563
Literarisches. Mittheilungen aus der livländischen Geschichte. — Sitzungsbericht der Alterthumsforschenden Gesellschaft. Von Bgn.	573

Abonnements

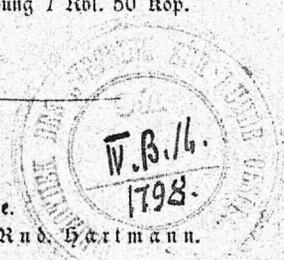
nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1893.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.



Ausgegeben den 3. September 1893.



Aus dem Leben des Grafen Dietrich Keyserling.

Der Selbstbiographie Ewald v. Klopmanns, die im Februarhefte dieser Zeitschrift veröffentlicht worden ist, lassen wir auf den folgenden Blättern die Lebenserinnerungen eines andern Kurländers aus dem vorigen Jahrhundert folgen. Graf Dietrich Keyserling war 20 Jahre älter als Klopmann, und seine öffentliche Wirksamkeit endete um dieselbe Zeit, in welcher Klopmanns Thätigkeit am kurländischen Hofe erst begann. Auch der Lebensgang beider Männer ist eben so verschieden wie ihr Charakter. Während Klopmann seine Jugendjahre in abenteuerlichen Unternehmungen verbringt, eröffnen sich Keyserling schon früh durch den Einfluß eines nahen Verwandten Aussichten auf eine glänzende diplomatische Carriere, und als er diese verschmäht und in Kriegsdienste tritt, winkt ihm auch hier die Hoffnung auf eine bedeutende Laufbahn. Als er genöthigt ist, auf diese zu verzichten und in den Dienst seiner Heimat tritt, steigt er bald zu einer der höchsten Stellen des Landes empor und genießt das volle Vertrauen der Ritterschaft wie des Herzogs. Plötzlich aber endet seine politische Thätigkeit, und die letzten 30 Jahre seines Lebens verbringt Keyserling in freiwilliger Muße und Entfernung von den Geschäften. Er ist eine ganz andere Natur als der kluge, gewandte, diplomatische Oberhofmarschall Klopmann. Klugheit und hohe Bildung sind auch ihm eigen, aber Biederkeit, Geradheit, Festigkeit, freundliches Wohlwollen und ernste Heiterkeit geben seinem Charakter das eigenthümliche Gepräge und machen ihn zu einem besonders sympathischen. Kein Wunder, daß er namentlich in seiner späteren Lebenszeit sich der allgemeinsten Verehrung im ganzen Lande erfreute. Auch Fremde, die ihn kennen lernten, wie Graf Friedrich Leopold Stolberg, wurden von Hochachtung und Zuneigung zu ihm erfüllt. Noch 50 Jahre nach seinem Tode sprachen Männer,

die Keyserling in ihrer Jugend gekannt, mit Rührung von seiner Herzengüte und seinem edlen Charakter. Er beschloß sein Leben kurze Zeit vor dem Untergang des Herzogthums Kurland und die politischen Erschütterungen und Conflict, welche in seine letzten Lebensjahre fielen, erfüllten ihn mit Schmerz und Kummer. Bis zuletzt suchte er zwischen Herzog und Ritterschaft zu vermitteln und war ein entschiedener Gegner des damaligen geistigen Leiters und Hauptes der Ritterschaft, D. H. v. d. Howens. Keyserling repräsentirt in der verwirrten und unerquicklichen letzten Zeit des Herzogthums Kurland den rechten und echten Kurländer alter Art in seinen besten und edelsten Eigenschaften, er ist die Verkörperung jenes altkurländischen Wesens, das Lessing bestimmt hat, seinen Major Tellheim als Kurländer zu kennzeichnen und dem Hippel durch die prächtige Gestalt des Herrn von G. ein unvergängliches Leben gesichert hat.

Das Gedächtniß eines solchen Mannes der Nachwelt zu erhalten, erscheint uns als Pflicht, zumal er selbst Aufzeichnungen über seine Jugenderlebnisse und die wichtigsten Ereignisse seines späteren Lebens gemacht hat. Leider liegen uns diese nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt vor, sondern nur in der Uebearbeitung seines jüngsten Sohnes Peter. Graf Peter Keyserling hat im November 1824, 31 Jahre nach dem Tode seines Vaters, eine Lebensschilderung Dietrichs zusammengestellt, in deren Eingang er bemerkt: „Die folgende Erzählung ist hauptsächlich aus einem Aufsatze Dietrichs, den er auf den Wunsch seiner Kinder und einiger Freunde kurz vor seinem Tode niederschrieb, zum Theil auch aus seinen und seiner vertrautesten Freunde mündlichen Mittheilungen zusammengestellt. Nicht Alles aus diesem Nachlasse Dietrichs durfte hier aufgenommen werden, er selbst hat ihn ausdrücklich nur für den erwähnten kleinen Kreis bestimmt.“ Leider hat sich die ursprüngliche Aufzeichnung des Grafen Dietrich trotz aller Bemühungen bisher nicht auffinden lassen. Gewiß enthielt sie nach den angeführten Worten des Grafen Peter noch Manches, was dieser aus Rücksicht auf damals lebende Personen in seine Erzählung nicht aufgenommen hat. Diese selbst ist in ihrem Haupttheil, etwa bis zum Jahre 1766, unzweifelhaft eine getreue Wiedergabe der Aufzeichnungen Dietrichs, das zeigt der erste Blick und bestätigt eine genauere Prüfung; nur in der Form mag Peter Einiges geändert haben. Wir übergeben seine Erzählung mit Weglassung einiger weiterschweifigen Wendungen und einiger unwesentlichen Bemerkungen nachstehend der Oeffentlichkeit; im Uebrigen haben wir an der etwas wortreichen und schwerfälligen Darstellung nichts geändert.

Graf Peter Keyserlings Lebensschilderung seines Vaters ist in zwei Exemplaren erhalten, die beide von seiner eigenen Hand geschrieben sind; das eine befindet sich im Besiz der Baronesse Henriette v. Fircks in Mitau, das

andere ist Eigenthum des kurländischen Provinzialmuseums. Eine gleichzeitige vollständige Abschrift besitzt der Unterzeichnete. Der Herausgeber, der dem Text einige erläuternde Anmerkungen hinzugefügt hat, hofft, daß viele Leser das Leben Dietrich Kehlerlings mit Theilnahme an sich werden vorüberziehen lassen.

H. D.

Das Geschlecht Kehlerling wurde aus Westphalen, wo es lange einheimisch war, durch Hermann Kehlerling, der mit einer Verstärkung des Ordens 1491 nach Livland kam, auch in das ostseeische Gebiet des Deutschen Ordens verpflanzt. Noch in demselben Jahre vermählte sich Hermann in Livland mit Anna von Pfeil und wurde kurze Zeit nachher vom Heermeister Johann Freytag von Loringhofen für ausgezeichnete Dienste, die er im Kriege dem Orden geleistet, mit den Gütern Alt- und Neu-Mehken in Kurland belehnt.

Otto Ernst, aus der sechsten Abstammung dieses nunmehr kurländischen Geschlechts, geboren 1664, Oberhauptmann zu Goldingen, vermählte sich zuerst mit Anna Sibylla von Manteufel, genannt Szöge, aus Katzdangen, die ihm Hermann Karl, den nachherigen Reichsgrafen, kaiserlich-russischen Staatsminister und Gesandten in Warschau, gebar. In zweiter Ehe vermählte er sich 1712 mit Maria Sibylla von der Necke aus Neuenburg, geboren 1692, mit welcher er vier Söhne und eine Tochter zeugte.

Ernst und Festigkeit, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, Redlichkeit und Treue waren die Grundzüge in dem Charakter Otto Ernsts. Maria Sibylla vereinigte zu schönem Einklange Lebendigkeit des Geistes, Reinheit des Herzens, eine bis zu ihrem späten Tode rege Heiterkeit des Gemüths, eine vernünftige und warme Religionsliebe, die durch Wohlwollen thätig, durch einen geraden treffenden Sinn wohlthuend ward.

Dieser Ehe erste Frucht war Dietrich, geboren auf dem Schlosse Neuenburg am 5. September 1713.

Unter solchen Vorbildern, wie in diesen Eltern die Vorsehung sie ihm gegeben hatte, mußte schon in der ersten Entwicklung der Anlagen Dietrichs sein Gemüth eine freundliche und reine Stimmung, sein Charakter früh schon die gerade Richtung erhalten, in welcher sein ganzes langes Leben unverrückt sich bewegte. Doch das Glück, einen solchen Vater lange zu besitzen, war ihm nicht gegönnt: in seinem neunten Jahre schon, am 24. März 1722, entriß ihm der Tod denselben.

Dietrich bewies von seiner frühesten Kindheit an, ungeachtet seiner großen Lebhaftigkeit, stets den Befehlen und Anordnungen der Eltern und den Lehren und Vorschriften seiner Erzieher willige Folgsamkeit und beachtete überhaupt den wohlgemeinten Rath und die Warnung jedes Erwachsenen freundlich, wodurch er denn auch die Liebe Aller sich erworben hat.

In seinem siebenten Jahre erhielt er den ersten Lehrer, Hüchstein, einen rechtlichen, tugendhaften und sittlichen Mann, der nach wenigen Jahren zu einer Pfarre berufen ward. Diesem folgten Hinz, zwei Brüder Büttner, die sämmtlich nach kurzer Zeit im Auslande andere Bestimmungen erhielten, und zuletzt Wilhelm Moritz Haken¹, der, nach Dietrichs Vorbereitung zur Hochschule, Prediger in Windau ward.

Mit Achtung, Liebe und Dankbarkeit gedachte Dietrich aller seiner Lehrer, von keinem aber sprach er so oft, so gern, mit solcher Wärme, als von Haken, den er auch länger zu behalten das Glück gehabt hatte. Die mehrseitige gründliche Bildung, der geläuterte wissenschaftliche Geschmack, die reine Sittlichkeit und die unerschütterliche Festigkeit dieses vortrefflichen Mannes hatten auf Geist und Herz des Jünglings bedeutend eingewirkt und in dem noch lenkbaren Charakter die erste gute Richtung befestigt und gesichert. Jeder seiner Gedanken an Haken war von Achtung und Dankbarkeit begleitet: und mit edlem Stolze rühmte er sich seiner Freundschaft, die (in ihrem früheren Beisammensein gekieimt und emporgewachsen, später durch gegenseitige Achtung gereift) in immer gleicher Lauterkeit und in treuer Herzlichkeit bis zu Hakens Tode mit ihnen fortlebte.

Zu Ostern 1732 ging Dietrich auf die Hochschule zu Königsberg. Da aber der frühere Unterricht vieler damals dort Studirenden sie nicht so weit gefördert hatte, daß sie den zu jener Zeit auf allen Hochschulen Deutschlands üblichen lateinischen Lehrvortrag leicht verstehen konnten, so sahen die Lehrer, im deutschen Vortrage selbst noch nicht Meister, sich gezwungen, die schwereren Stellen zu übersetzen, wodurch der Vortrag schleppend und der Curfus verlängert wurde. Deshalb ging Dietrich schon zu Michaeli desselben Jahres nach Jena, wo die Lehrer, der Schwäche einzelner Studirenden nicht achtend, dem herkömmlichen lateinischen Vortrage noch treu geblieben waren.

Auf dieser Reise besuchte er die damals berühmte Wachtparade der Garde Friedrich Wilhelms I. in Potsdam. Dem Könige war das vortheilhafte Aeußere des neunzehnjährigen, wohlgestalteten und blühenden Jünglings von ansehnlicher Größe aufgefallen. (Er maß 5 F. und fast 10 B. rhein.) Ein Adjutant des Königs erkundigte sich nach seinem Namen, seinem Vaterlande und dem Zweck seiner Reise. Nachdem er dem Könige die Auskunft hierüber gebracht hatte, kam er mit der Frage wieder, ob Dietrich nicht den Kriegsdienst dem Studiren vorziehen würde? Dieser verneinte die Frage mit der Entschuldigung, daß er, als ein Minderjähriger, von seiner Mutter und seinem Vormunde abhängige und nach deren Bestimmen nach Jena gehen müsse. Nach einer Weile kam der Kronprinz, nachherige König Friedrich II.,

¹ Wilhelm Moritz Haken, geb. zu Windau 1704, 1731 Pastor zu Lestten, 1740 Pastor zu Windau, wo er den 21. September 1760 starb. Vgl. Kallmeyer-Otto u. d. S.

zu ihm heran, sagte, daß er sich freue, in ihm einen nahen Verwandten seines Freundes zu sehen (Dietrichs Keyserling, unter dem Namen Cesarion¹ in Friedrichs Werken verewigt), lobte seinen Vorsatz, die angefangene Bildung seines Geistes auf der Hochschule vollenden zu wollen; wiederholte indeß doch die letztere Frage des Adjutanten und hielt es für leicht möglich, daß der König ihn gar als Lieutenant anstellte; eine von Friedrich Wilhelm I. nur selten und einem neunzehnjährigen Ausländer wohl nie erwiesene Gunst.

Hermann Karl Graf Keyserling, Dietrichs Stiefbruder, russischer Gesandte am polnischen und sächsischen Hofe², bekannt mit der guten Vorbereitung Dietrichs im elterlichen Hause und mit dessen Fleiße in Jena, hatte schon einige Male ihn aufgefordert, zu ihm nach Dresden zu kommen: im Sommer 1734 wiederholte er dieses Verlangen so dringend, daß Dietrich, der, die Absicht ahnend, der Gewährung desselben bisher auszuweichen gewußt hatte, nun doch nachgeben mußte.

Bei Dietrichs Ankunft in Dresden hatte der Gesandte nur seinen Privatsecretär bei sich; die beedigten Glieder der Gesandtschaft waren alle in Warschau, dem Hauptstize der Gesandtschaft. Daher vertraute er Dietrich das Chiffriren, Dechiffriren und die Anfertigung alles dessen an, was nur irgend geheim war. Kurze Zeit nachher ging Dietrich mit dem Gesandten nach Warschau, wo er, wie in Dresden, die geheimsten Gegenstände zu bearbeiten hatte.

Während der damals noch dauernden Conföderation in Polen³ standen

¹ Dietrich Freiherr von Keyserling war den 5. Juli 1698 zu Oken in Kurland geboren, studirte darauf in Königsberg und trat 1724 in Berlin als Seconde-Lieutenant in die preußische Armee ein. 1729 wurde er zusammen mit dem Obristen von Rochow Gesellschafter des Kronprinzen Friedrich, dessen Freundschaft er bald gewann. Friedrich schätzte ihn wegen seines Charakters und seiner feinen und ausgezeichneten Bildung sehr; er nannte ihn Cesarion und feierte ihn als Schwan von Mitau, auch bezeichnete er ihn Voltaire gegenüber als „sein Alles“. Keyserling wurde vom Kronprinzen an Voltaire 1736 gesandt, um diesen zu einem persönlichen Besuch zu bewegen. Seinem Cesarion hat Friedrich auch eine Ode und eine poetische Epistel gewidmet. Gleich nach seiner Thronbesteigung ernannte er Keyserling zum Obersten und General-Adjutanten. Dieser aber erfreute sich der Gunst und Freundschaft des jungen Königs nicht lange, denn er starb schon am 13. Aug. 1745, schmerzlich von Friedrich II. betrauert.

² Hermann Karl Graf Keyserling, geb. zu Blieden in Kurland 1697, † 30. Sept. 1764 zu Warschau. Dieser ausgezeichnete Staatsmann, der als langjähriger russischer Gesandter in Warschau auf die Geschicke Polens entscheidenden Einfluß ausgeübt hat, entbehrt noch immer einer genügenden Biographie. Bilterlings „Leben des Grafen Keyserling“ in Woltmanns Zeitschrift: Geschichte und Politik 1803 S. 190 ff. ist nur eine dürftige Skizze.

³ Die Conföderation zu Gunsten Augusts III. war unter russischem Einflusse und Schutze im October 1734 gebildet worden.

dort mehrere Abtheilungen des russischen Kriegsheeres. Der Oberbefehlshaber derselben hatte von der Kaiserin Anna den ausdrücklichen Befehl erhalten, keine Unternehmung von Wichtigkeit zu beschließen oder gar auszuführen, ohne sie vorher dem russischen Gesandten in Warschau mitgetheilt und dessen Zustimmung zur Ausführung derselben erhalten zu haben. In den öfteren Zusammenkünften bei dem Gesandten, in welchen über die vorzunehmenden Operationen berathschlagt wurde, führte Dietrich allemal ein genaues Protokoll, welches in der Gesandtschaftskanzlei aufbewahrt wurde. Nach diesen Berathschlagungen äußerte der Gesandte mehrmals gegen Dietrich das Bedauern, nie Soldat gewesen zu sein und keinem thatenreichen Feldzuge beigewohnt zu haben: so besitze er nun von dem Theoretischen der Kriegskunst nur eine fragmentarische, folglich nur ganz unvollständige, von dem Praktischen aber gar keine Kenntniß.

Nachdem der Gesandte nach Verlauf einiger Monate von den Fähigkeiten Dietrichs zu den Geschäften der Gesandtschaft und von dessen Eifer und Zuverlässigkeit in denselben sich überzeugt hatte, wollte er ihn mit allen politischen Verhältnissen Rußlands, vorzüglich gegen Polen und Sachsen, so vertraut machen, daß nach etwa zwei Jahren er ihn in dem Gesandtschaftsposten würde ablösen können. Diesen Plan, von dem Oberkammerherrn Grafen Biron, dem Premierminister Grafen Ostermann und dem Oberstaatsmeister Grafen Löwenwolde unterstützt, hatte die Kaiserin bereits genehmigt, als der Gesandte im geheimsten Vertrauen ihn Dietrich selbst entdeckte und ihm auch die allerhöchste Genehmigung desselben vertraute, wahrscheinlich, um durch die Größe und Nähe einer so außerordentlichen Beförderung den Fleiß und den Eifer des jungen Mannes noch mehr anzufeuern.

So schmeichelhaft und aufmunternd diese vorzüglich günstige Aussicht ihm sein mußte, so hatte doch jenes vertrauliche Bedauern des Gesandten, nämlich seiner Unkenntniß des Kriegswesens, einen zu tiefen Eindruck auf Dietrich gemacht, als daß die früh schon ihm eigene Bescheidenheit, die sein ganzes Leben hindurch stets treu ihn leitete, den Wahn ihm gestattet hätte, ohne alle Kenntniß vom Kriegswesen, zumal in jener Zeit und unter den obwaltenden Personen- und Ortsverhältnissen, ein guter Diplomat im vollen Sinne des Wortes sein zu können. Sehr wehe that es ihm, einem solchen Lieblingswunsch des ihm werthen, ihm so wohlwollenden Bruders nicht willfahren zu können; keck auch war es von dem einundzwanzigjährigen Jünglinge, der Bestimmung der Alleinherrscherin, ja sogar dem Willen der Mächtigeren am Hofe entgegen sein zu wollen: aber gegen seine innigste Ueberzeugung konnte er nun einmal nicht handeln. Diese zeigte ihm ganz klar, daß, wenn er mit seinen Fähigkeiten und seinem Eifer unter den günstigsten Umständen auch die für das ihm bestimmte Amt erforderlichen

Kenntnisse sich erwürbe, ihm in der kurzen Frist dennoch die Erfahrung und Ruhe in den Geschäften, die er leiten sollte, und die viel geübte, reife Kenntniß sowohl einzelner Menschen, als auch ganzer Völker und des volksthümlichen Geistes und Sinnes immer noch fehlen müßten, durch welche ältere und in Geschäften erfahrene Männer manchen Mangel, wenn auch nicht ganz, doch einigermaßen zu ersetzen wissen.

Eine dieser Lücken, die Unkenntniß im Kriegswesen, in Etwas auszufüllen, bot sich ihm eine der günstigsten Gelegenheiten dar. Im Mai 1735 schickte die Kaiserin Anna von ihren in Polen stehenden Völkern zwischen 14 und 15,000 M. Infanterie unter dem Befehl des Generals en chef Grafen Peter Lach¹ an den Rhein, als ein Hilfscorps für den Kaiser Karl VI. gegen Frankreich. Nur mit vieler Mühe und unter dem Beistande mehrerer auf den Gesandten Einfluß habenden erhielt Dietrich die Einwilligung desselben, als Freiwilliger dem Feldzuge beiwohnen zu dürfen, doch mußte er versprechen, nach beendigtem Feldzuge wieder zu ihm zu kommen.

Als dieses Corps in Schlesien eintraf, wo es im Namen des Kaisers von dem österreichischen Feldmarschall Grafen Wilczek auf eine ausgezeichnete Art empfangen wurde, setzte der Graf Lach Dietrich als Premierlieutenant in das kiewsche Infanterieregiment. Lach zog mit seinen Russen den 30,000 Bayern nahe vorbei, die bei Amberg im Lager standen, ohne von diesen in seinem Marsche gehindert zu werden. Von dem Churfürsten von Bayern, nachher als Karl VII. kurze Zeit römischer Kaiser, war so etwas wohl zu vermuthen, da er Frankreich ganz ergeben und der einzige Reichsstand war, der zu einem Reichskriege sein Contingent noch nicht gestellt hatte. Dieserhalb hatte auch der Prinz Eugen von Savoyen, Oberbefehlshaber des gesammten kaiserlichen Reichs- und Bundesheeres, erforderlichen Falls den Russen zum Beistande 4000 M. Cavallerie bis an die bayerische Grenze und der Graf Mercy, der das österreichische Heer in Italien befehligte, von der anderen Seite ebenfalls 4000 M. Cavallerie entgegengeschickt. Ohne Hasttag führte Lach sein Corps dem Oberrheine zu. Als er das nürnbergische Gebiet erreicht hatte, schickte er Dietrich als Courier an den Prinzen Eugen, dessen Hauptquartier in Bruchsal war. Zu seiner großen Freude erfuhr der Prinz durch Dietrich nicht nur die Nähe der Russen und ihren durchaus nicht beunruhigten Durchzug durch das bayerische Gebiet, sondern

¹ Graf Peter Lach war den 30. Oct. 1678 in der Grafschaft Limerick in Irland geboren, ging mit Jakob II. nach Frankreich, trat unter Peter I. in russische Militärdienste, kämpfte in der Schlacht bei Poltawa mit und nahm an den Verwüstungszügen an der schwedischen Küste 1719 und 1720 theil. 1740 wurde er Generalgouverneur von Livland, führte dann den siegreichen Krieg gegen Schweden, der mit dem Frieden zu Abo 1743 endete und starb am 19. April 1751.

auch das mit den Russen gleichzeitige Eintreffen des so lange ausgebliebenen bayerischen Contingents bei der Armee.

In diesem Feldzuge fiel, außer der Expedition an der Mosel, deren Resultate bekanntlich den Verbündeten eben nicht sehr günstig waren, nichts Erhebliches vor.

Zu Ende des Octobers ging Prinz Eugen nach Wien, und Karl Alexander, der regierende Herzog von Württemberg¹, erhielt als der älteste kaiserliche und Reichs-Generalfeldmarschall den Oberbefehl über sämtliche Völker des Kaisers, des Reichs und der Verbündeten, welche zusammen ein Heer von 135,000 M. ausmachten. Im November wurde dem Heer der Waffenstillstand bekannt gemacht. Der Herzog verlegte sein Hauptquartier von Heidelberg nach Stuttgart. Nachdem die Russen die ihnen angewiesenen Cantonirungsquartiere am Rhein und Neckar bezogen hatten, forderte der Herzog vom Grafen Lacy einen Offizier, der als Agent des russischen Corps stets in der Nähe des Herzogs sich befände. Hierzu wurde Dietrich vom Grafen Lacy bestimmt. In Stuttgart speiste er täglich Mittags und Abends an der herzoglichen Tafel und hatte auch Equipage aus dem herzoglichen Marstalle. Des Herzogs Gunst gewann er bald, und vorzüglich auf dieses Fürsten Empfehlung an die Kaiserin und an den Grafen Lacy erhielt Dietrich schon im December desselben Jahres eine Compagnie im pleskowschen Regimente. In dieser Compagnie war damals der nachherige österreichische Generalfeldmarschall Freiherr Loudon Fähnchenjunker.

Im Januar 1736, nachdem der Friede mit Frankreich berichtigt war, verließ das russische Corps seine bisherigen Cantonirungen und bezog die Winterquartiere in Böhmen und Mähren. Von hier ging Dietrich nebst dem Obristleutnant seines Regiments, Grafen Georg Lacy, ältestem Sohne des Generals, einem vortrefflichen Manne und verdienten Soldaten, der leider schon in der ersten Reise des Lebens als Generalmajor starb, mit Urlaub nach Wien, um den Feierlichkeiten beizuwohnen, welche das Beilager des Herzogs Franz von Lothringen, nachherigen Kaisers Franz I., mit der Erzherzogin Maria Theresia herbeiführte². Hier genossen beide, Graf Lacy

¹ Karl Alexander von Württemberg, geb. 1684, war ein ausgezeichnete General im Dienste Kaiser Karls VI. und erwarb sich durch sein militärisches Talent und seine kriegerischen Leistungen großen Ruhm. Auch als regierender Herzog von Württemberg 1733—1737 nahm er an den Kriegen des Kaisers und des Reiches lebhaften Antheil und erhielt zum Dank dafür 1735 die Würde des Reichsgeneralfeldmarschalls. In der inneren Verwaltung des Landes ist seine Regierung berichtigt durch die empörende Finanzwirthschaft seines Günstlings und Geheimraths, des Juden Süß Oppenheimer, die über Württemberg das größte Unheil herbeiführte und ihren Urheber zuletzt an den Galgen brachte.

² Die Vermählung Franz' I. mit Maria Theresia fand am 12. Febr. 1736 statt.

auch wegen seines Vaters und Dietrich wegen seines Bruders, nicht nur am kaiserlichen Hofe, sondern auch überall einer auszeichnenden Aufnahme, auf welche beide, vorzüglich Dietrich, vorher nicht gerechnet hatten.

Bei seiner Abreise von Wien erhielt Dietrich, der unmittelbar nach Neuhausen ging, dem Hauptquartier des Grafen Lach, vom Prinzen Eugen und auch vom Kriegspräsidenten den Auftrag, den General im Namen des Kaisers zu einer möglichst baldigen Herüberkunft nach Wien einzuladen. Dieser reiste sogleich dahin ab und nahm Dietrich mit, der vorher öfters schon in der deutschen, französischen und auch in der freilich selteneren lateinischen Correspondenz des Generals die Stelle von dessen Generalstabssecretär vertreten hatte. Auf der Hälfte dieses Weges holte ein Cabinetscourier aus St. Petersburg den General ein und überbrachte mit dem Befehle der Kaiserin, ungehäumt nach Wien zu gehen, um das Nöthige zu dem geheim schon beschlossenen gemeinschaftlichen Kriege gegen die Türken und zum baldigen Angriffe zu berichtigen, ihm auch das Patent eines Generalfeldmarschalls. Zugleich erhielt er die Weisung, wenn die erforderlichen Verabredungen in Wien getroffen sein würden, den Oberbefehl über die ihm bisher anvertraut gewesene Truppenabtheilung dem Generalleutnant Lord Keith zu übergeben, der als preußischer Generalfeldmarschall 1758 bei Hochkirchen blieb.

Zimmer hatte Dietrich innigst gewünscht, des ihm gleichsam abgedrungenen Versprechens entbunden zu werden, das ihn verpflichtete, gleich nach beendigtem Feldzuge zu seinen früheren Geschäften bei der russischen Gesandtschaft in Warschau zurückzukehren. Nach öfterer freien und ruhigen Abwägung und unparteiischen Vergleichung der gewöhnlichen Pflichten eines Soldaten gegen die eines Diplomaten hatte sein reiner und heller Sinn ihn nur zu fest überzeugt, wie ungleich mehrere Aufträge der Letztere erhält, deren pünktliche Erfüllung das Gewissen eines Wahrheit und Recht liebenden Mannes tief verletzt und die innere Ruhe untergräbt und vernichtet, ohne welche das Leben ja doch keinen Werth hat: da hingegen der Soldat nur selten gezwungen wird, gegen seine Ueberzeugung zu handeln und seinem Gefühle für Wahrheit und Recht wehe zu thun. Ohne irgend Einem hierüber sich mitzutheilen, hatte Dietrich schon im Anfange dieser seiner neuen Laufbahn fest beschloffen, diese nicht wieder zu verlassen, welche ihm, besonders für einen Edelmann, als die glücklichste und ehrenvollste erschien und welche er auch schon wirklich liebgewonnen hatte.

Dieser beginnende neue Krieg war ihm daher ein um so willkommeneres Ereigniß, als er ihm ein vollgültiger Grund war, die Erfüllung seines vorhin erwähnten Versprechens vor der Hand noch aufschieben zu können. Zuerst entdeckte er dem nunmehrigen Feldmarschall seinen Plan, ferner im Kriegsdienste zu bleiben. Um nun zu einem brauchbaren und nützlichen

Soldaten um so eher und leichter sich ausbilden zu können, welches in dem gewöhnlichen Dienste im Regimente sehr erschwert und überhaupt nur selten möglich wird, bat er denselben, ihn als Flügeladjutanten zu sich zu nehmen, weil er hoffe, daß in der Nähe und unter der Leitung eines so erfahrenen und ausgezeichneten Feldherrn und bei der eigenen großen Neigung zu diesem Stande er das hohe Ziel, nach welchem er strebe, wenn auch nicht ganz erreichen, doch demselben schneller und sicherer sich nähern würde. Ungeachtet der Zufriedenheit des Feldmarschalls mit Dietrich, ungeachtet seiner wahrhaft väterlichen Liebe für ihn und der Gewöhnung, seinen wichtigsten und schwierigsten Briefwechsel durch Dietrich gut besorgt zu wissen, kostete es diesem doch viel Mühe, die Gewährung seiner Bitte zu erhalten, weil es dem Feldmarschall bekannt war, wozu Dietrich von seinem Bruder bestimmt worden und daß die Kaiserin selbst schon darein gewilligt hatte, nachdem der Plan von den früher genannten, bedeutenden Männern ihr empfohlen worden war. Allen diesen mochte der Feldmarschall aus Gefälligkeit für Dietrich nicht entgegen handeln. Endlich gab er doch, aber nur der vorwichtigen Vorstellung nach, daß sämmtliche Offiziere und vorzüglich diejenigen, denen er, ohne etwas besonders Verdienstliches geleistet zu haben, in dem vorjährigen Feldzuge vorgezogen worden war, über sein plötzliches Verlassen der Armee und gerade zu einer Zeit, mit welcher die eigentlichen Mühen, Beschwerden und Gefahren des Soldatenlebens erst anfangen, nur auf eine seine Ehre tief verwundende Art urtheilen würden und müßten. Hierauf trat er in demselben Grade als Capitän den Dienst eines Flügeladjutanten des Feldmarschalls an. Um dieselbe Zeit ernannte der Feldmarschall seinen Sohn, den schon erwähnten Oberstlieutenant, zu seinem Generaladjutanten.

Der Kaiser Karl VI. schenkte dem Feldmarschall zu dessen Reise 6000 Ducaten, welche dieser in die Breslauer Bank gab, um von den Zinsen die Kosten zu bestreiten, welche die Erziehung seiner beiden jüngeren Söhne, Peter und Moritz, auf der Ritterakademie zu Piegniß erforderte. Wie groß gleich anfangs schon die Zuneigung Lachs für Dietrich und wie fest sein Vertrauen in denselben war, geht daraus deutlich hervor, daß, als im Frühjahr 1735 das russische Hilfscorps Schlesien erreicht hatte, er Dietrich, der erst seit wenigen Wochen ihm bekannt war, mit dem ganz unbeschränkten Auftrage nach Piegniß schickte, nicht nur die Gegenstände des Unterrichts auf dieser Bildungsanstalt für dessen Söhne ganz nach seinem Gutachten zu wählen, sondern auch die Art und Weise zu bestimmen, wie die Zeit außer dem öffentlichen Unterrichte von den jungen Leuten benutzt werden sollte. Peter starb jung in London; Moritz war der nachherige würdige österreichische Generalfeldmarschall¹.

¹ Moritz Graf Lach war 1725 zu St. Petersburg geboren, trat 1743 in öster-

Sobald der Feldmarschall Lach den ihm für Wien gewordenen Auftrag erfüllt hatte, ging er, dem erhaltenen Befehle gemäß, eilends nach Kiew und von hier nach Zarizinka, wo der Feldmarschall Graf Münnich mit seinem Heere, welches ohne die irregulären Völker 85,000 M. zählte, bereit war in die Krim einzurücken. Hier erhielt Lach von Münnich den von der Kaiserin eigenhändig unterschriebenen Operationsplan, nach welchem er zuvörderst die Festung Now den Türken abnehmen sollte. Noch an demselben Tage reiste er mit Postpferden zu seiner Bestimmung ab und traf nach einigen Tagen bei seinem Heere ein, welches vor Now im Lager stand.

Auf dieser Reise wurde er eines Morgens in der Steppe, unweit des Flusses Donez von streifenden Tataren, 1600 an der Zahl, angefallen. Da man schon in der Ferne sie gewahrte, war es etwa zwei Dritteln der Reisenden, die mit Einschluß der Postknechte nicht dreißig Personen betrug, noch möglich, des einzigen Rettungsmittels, der schnelligsten Flucht, sich zu bedienen. Jeder, der es vermochte, schnitt sich ein Pferd von den Wagen und floh zurück. Dietrich, der seinem Feldmarschall das tauglichste gewählt hatte, nahm für sich ein ebenfalls gut scheinendes, aber so träges und schweres Thier, daß er nicht nur gleich der Letzte wurde, sondern auch bald die Meisten seiner Fluchtgefährten aus dem Auge verlor. Die Tataren verweilten bei dem Plündern der Wagen, auf welchen sie außer der gewöhnlichen Habe der Reisenden über 8000 Rbl. baaren Geldes, ein silbernes Tafelgeschirr des Feldmarschalls und noch andere Gegenstände von Werth erbeuteten; doch setzten einige von ihnen den Fliehenden nach. Schon sah Dietrich, der Letzte unter diesen, die Gefahr des Todes oder der Gefangenschaft ganz nahe, als der ihm nächste Tatar stürzte. Sein Pferd sprang auf, lief den Russen nach und ward von einem derselben ergriffen. Dieses erwartete Dietrich, der nun das rasche tatarische Pferd gegen sein säumiges eintauschte und bald die Seinigen bei der Schanze Busowoja erreichte. Hier sammelte der Feldmarschall in der Eile etwa 120 Bewaffnete, mit welchen er seinen Sohn und Dietrich dem Unfallsorte zuschickte. Nur den schweren, aber ganz ausgeleerten Küchenwagen, aber auch alle Papiere fanden sie, zwar umhergestreut, doch unverfehrt: unter diesen waren auch die Operationspläne der Russen und Oesterreicher. In der Nacht setzte der Feldmarschall seine Reise wieder fort.

Die Belagerung von Now währte 45 Tage¹. Die Türken machten

reichische Kriegsdienste, zeichnete sich im siebenjährigen Kriege sehr aus, wurde 1766 Präsident des Hofkriegsraths in Wien und starb als Feldmarschall am 24. Nov. 1801. Vgl. über ihn Arneth in der Allgem. Deutsch. Biographie Bd. 17 S. 487—499.

² Die Eroberung der Festung Now war hauptsächlich das Werk des Feldmarschalls Münnich, der in diesem Kriege überhaupt das Beste leistete. Vgl. darüber des Professors Zunder Tagebuch über den ersten Feldzug des unter dem Feld-

häufige, zuletzt drei Hauptausfälle, die aber alle zu ihrem größeren oder geringeren Nachtheile zurückgeschlagen wurden. Bei dem letzten, wo von beiden Seiten mit Anstrengung und Hartnäckigkeit gekämpft wurde, erhielt der Feldmarschall am rechten Schenkel eine bedeutende Verwundung; einer seiner Adjutanten blieb auf der Stelle, zwei wurden verwundet: Dietrich kam mit einem Schusse durch den Hut und einem durch den Stiefel davon. Am folgenden Tage, in dessen Nacht die Festung von zwei Seiten zugleich gestürmt werden sollte, verlangte der Commandant, ein Pascha von drei Rosschweifen, zu capituliren. Hierauf wurden die Feindseligkeiten eingestellt und von beiden Seiten zwei Offiziere als Geißeln gegeben.

Noch an demselben Abende wurde Dietrich mit dieser vorläufigen guten Nachricht als Courier an die Kaiserin nach St. Petersburg geschickt. Der Feldmarschall schrieb der Kaiserin, daß, da er mit dieser sie erfreuenden Nachricht nicht säumen könne, zu einem ausführlichen Berichte über den Gang der Belagerung und auch über den gegenwärtigen Zustand seines Heeres ihm keine Zeit übrig sei. Er müsse daher Ihre Majestät bitten, allem dem völligen Glauben beimessen zu wollen, was Dietrich ihr hierüber mündlich berichten würde.

Zum Beweise ihrer Zufriedenheit mit des Feldmarschalls Leitung der Belagerung und auch mit dem Berichte Dietrichs ernannte sie diesen zum Premiermajor in einem Regimente. Er verbat diese Gnade, weil wegen der Kürze seiner Dienstzeit, die erst mit dem vorjährigen Feldzuge angefangen habe, er das Praktische des Regimentsdienstes noch zu wenig kenne, und auch der russischen Sprache nicht mächtig genug sei, um einem, zumal im Kriege, so wichtigen Posten würdig vorstehen zu können. Vielmehr bat er, ferner noch Adjutant des Feldmarschalls bleiben zu dürfen, indem er mit Ueberzeugung glaube, daß in diesem nahen Verhältnisse mit einem so vorzüglichen Feldherrn und in stetem Zusammensein mit mehreren verdienten Offizieren in dessen Umgebung er in sehr viel kürzerer Zeit zu einem brauchbaren Offiziere sich würde ausbilden können. Die Kaiserin gewährte seine Bitte und setzte lächelnd hinzu: „Ich werde es deinem Feldmarschall schreiben, daß, um länger sein Adjutant bleiben zu können, du den Rang eines Premiermajors nicht hast annehmen wollen.“ Hierin hielt sie Wort. Bei seiner Abreise zur Armee erhielt er von ihr ein Geschenk an Geld.

Mit Rührung las der Feldmarschall das eigenhändige sehr gnädige Antwortschreiben der Kaiserin, umarmte Dietrich und sagte: „Nun, mein lieber Freund, Ihr Schade soll es nicht sein, daß Sie die auszeichnende Gnade der Kaiserin verboten haben: so lange der Krieg dauert, kann ein marschall Münnich 1738—1739 geführten Türkenkrieges und die Belagerung von Asow in E. Hermanns Beiträgen zur Geschichte des russischen Reiches 1843 S. 117—229.

Feldmarschall seinen Freunden, die es verdienen, schon nützlich sein.“ Und dieser brave Mann hielt Wort. Im December wurde sein Sohn Oberster, und an dessen Stelle ernannte er Dietrich zu seinem Generaladjutanten mit dem Range eines Premiermajors der Cavallerie auf ein Jahr, nach welchem er den einem Generaladjutanten zustehenden Rang eines Oberstlieutenants erhalten sollte.

Bald nachher schickte der Feldmarschall Dietrich wieder nach St. Petersburg mit Aufträgen an die Kaiserin, an das Cabinet und an das Kriegscollegium. Durch kräftige Unterstützung der Grafen Biron und Ostermann gelang es Dietrich, alles von seinem Chef ihm Aufgetragene ganz nach dessen Wunsche auszurichten, besonders die für dessen Armee gebetenen Gnadenbeweise auszuwirken. Bei seiner Abreise zur Armee (März 1737) gab ihm die Kaiserin die Donationsacte der dahlomischen Güter und die Zeichen des Andreasordens nebst der Kette mit dem gnädigen Befehle mit, in ihrem Namen seinen Chef mit ihrem ersten Orden zu zieren.

Nachdem die Ruchische Armee die Krim wieder verlassen hatte, stieß sie während eines Marsches auf ein feindliches Heer, das aus 12,000 Janitscharen, 3000 Spahis und 75,000 Tataren bestand und ihr den Uebergang über den Fluß Karaß wehren wollte. Obgleich die Russen an diesem Tage schon drei Meilen zurückgelegt hatten und der Feind an Zahl ihnen bedeutend überlegen war, so wurde nach kurzer Beobachtung seiner Stellung er dennoch unverzüglich angegriffen und ungeachtet seines Widerstandes in die Flucht geschlagen. Nach der Schlacht, in welcher Dietrich durch Muth und Besonnenheit die Zuneigung des Feldmarschalls sich noch erhöht, dabei seine fünf und drei Pferde des Feldmarschalls müde geritten hatte und selbst auch von der anhaltenden Anstrengung in der Hitze ganz abgemattet war, sagte der Feldmarschall mit freundlicher Theilnahme zu ihm: „Ihr rühmlicher Eifer an diesen uns allen warmen Tagen hat ja Ihre Kräfte ganz erschöpft. Meine Pflicht ist es, diese zu erneuen und zu stärken: im Namen der Kaiserin ernenne ich sie zum Oberstlieutenant.“ (Junius 1737.)

Schon einmal nach dem Tode eines Obersten hatte der Feldmarschall seine Absicht Dietrich mitgetheilt, ihn zum Chef des dadurch erledigten Regiments der Kaiserin zu empfehlen: Dietrich verbat diese große Güte. Im August 1737 starb plötzlich am Schlage der Oberste Schnaf, Chef des asowschen Dragonerregiments, einer der vorzüglichsten Offiziere. Als Dietrich diesen der ganzen Armee schmerzlichen Tod dem Feldmarschall meldete, sagte dieser zu ihm: „Jetzt werde ich Sie, mein lieber Reyslering, nicht erst fragen, ob Sie das heute erledigte beste und schönste Regiment meiner Armee, dem ich einen guten Obersten schuldig bin, haben wollen. Morgen schicke ich ohnehin einen Courier an die Kaiserin, und da werde ich Ihre Majestät

bitten, Ihnen dieses Regiment zu geben.“ — Mit dankvoller Rührung erkannte Dietrich diesen großen und zarten Beweis der Güte seines Chefs. Nach fünf Wochen kam der Courier mit der Bestätigung des Avancementsvorschlages zurück, mit dem Befehle, das Patent von dem Tage auszufertigen, an welchem der Feldmarschall ihn vorgeschlagen hatte. Dem Wunsche des Feldmarschalls gemäß blieb Dietrich indeß noch in der Function eines Generaladjutanten und behielt als solcher auch noch die Direction der General-Feld-Kriegskanzlei, bis der Gordon von dem linken Flügel der ukrainischen Linie an längs dem Don und Donez bis Asow eingerichtet war und die Armee die Winterquartiere bezogen hatte.

Im December 1737 war es einem Corps von mehr als 50,000 Tataren gelungen, den Gordon des Grafen Münnich, welcher vom Dniepr längs der ukrainischen Linie bis an den rechten Flügel des Rachschen Cordons sich erstreckte, zu durchbrechen, und es hatte während zweier Tage in der Ukraine viel Uebels angerichtet. Mit großem Verluste an Menschen und Pferden und mit Zurücklassung ihres gesammten Raubes wurden sie gleich wieder hinausgejagt. Bei dieser ihrer plötzlichen Zurückflucht war eine Abtheilung von ihnen, zwischen 6 und 7000 M., von sieben ihrer Murfen befehligt, abgeschnitten worden, die den Rückweg nach der Steppe durch den Rachschen Gordon versuchte. In mehrere Haufen getheilt, wagten sie an verschiedenen Orten und zu verschiedener Zeit ihre Rettung; doch überall mißlang ihnen diese, und zwar so, daß sie alle getödtet oder gefangen wurden und nicht Einer von ihnen entkam. Diese Expedition, welche fünf und einen halben Tag währte, wurde für die Russen durch den täglich fallenden Schnee sehr begünstigt, der ihnen jede Spur der Umhergetriebenen verrieth.

Eine abermalige Reise Dietrichs nach St. Petersburg war schon bestimmt; doch mußte er vorher noch das Ende dieser Tatarenjagd abwarten, um auch hierüber der Kaiserin berichten zu können. Am frühen Morgen kam er bei dem kaiserlichen Schlosse in St. Petersburg an und meldete sich sogleich bei dem seine früheren Geschäfte noch besorgenden Herzog von Kurland. Da Dietrich die erste Frage, ob er gute Nachrichten bringe, demselben bejahete, sagte dieser: „Wir sagen Sie nichts, Herr Oberster: die Kaiserin, die wegen des Durchbruches der Tataren besorgt ist, muß die Erste sein, die in St. Petersburg mit dem Ausgange desselben erfreut wird.“ Sogleich weckte er die Herzogin, die der Kaiserin Dietrichs Ankunft mit guten Nachrichten melden mußte. Er wurde hierauf in der Kaiserin Schlafzimmer geführt, wo sie soeben aufgestanden war. Als sie den nur kurzen Brief des Feldmarschalls gelesen hatte, in welchem er wieder auf Dietrichs mündlichen Bericht sich berief, sagte sie, er solle nur Alles erzählen; was sie daran nicht ganz verstehen möchte, würde die Herzogin ihr dolmetschen. Dietrich

bat, seinen Bericht in russischer Sprache abstaten zu dürfen, und dieses gelang ihm so gut, daß er keiner Nachhilfe bedurfte.

Bald nach seiner Ankunft in St. Petersburg im Januar 1738 fing Dietrich an, die Zerrüttung seiner Gesundheit mit jedem Tage merklicher zu fühlen: besonders litt er an öfteren und immer heftigeren Stichen in der linken Seite der Brust, die mit Blutspeien und Schwindel verbunden waren. Schon als er in Jena studirte, hatten zwei dort berühmte Aerzte, Hamburger und Schmidt, ihm diese Zufälle vorausgesagt, wenn er nämlich bei seiner Vollblütigkeit und bei seiner strengen, von Jünglingen gewöhnlich nicht befolgten Enthaltbarkeit, künftig großen Anstrengungen des Körpers und anhaltenden Beschwerlichkeiten sich aussetzen würde, und daß diese Zufälle die Vorboten der Schwindsucht oder anderer lebensgefährlicher Krankheiten sein dürften. Der Leibarzt der Kaiserin, von Fischer¹, die beiden Hofräthe Lixtenius und Jaquemin² und noch drei Aerzte untersuchten seinen Zustand. Sie erklärten seinen Tod für ganz unabwendbar und nah: nur Lixtenius gestand ihm noch eine Lebensfrist von sechs bis acht Jahren zu, wofern er, sobald sein Zustand es gestattete, in sein Vaterland zurückkehrte und unter dem angeborenen Himmel die früher gewohnte, regelmäßige und ruhige Lebensweise wieder streng befolgte.

Die Kaiserin, als sie hörte, daß nach dem Gutachten der Aerzte der Körperzustand Dietrichs es ihm durchaus unmöglich mache, den mit so ausgezeichnetem Glücke angefangenen Kriegsdienst, zumal im Felde, weiter fortzusetzen, wollte ihn mit Beibehaltung seiner Anciennetät im Cadettencorps oder in der Garde anstellen. Auch hatte der Herzog von Kurland aus derselben Rücksicht ihm die Stelle eines Oberjägermeisters in Kurland angetragen. Dietrich, dem, wie die Aerzte ihm versichert hatten, die Luft von St. Petersburg schlechterdings nicht zuträglich war und dem der mildere und gewohnte vaterländische Himmel der gedeihlichere sein mußte, zog das Anerbieten des Herzogs vor und bat um seine Entlassung.

¹ Johann Bernhard v. Fischer, geb. 1685 zu Lübeck, war 1710 Arzt und 1733 Stadtphysikus in Riga. 1734 wurde er Leibarzt und Archiater der Kaiserin Anna und ihm das ganze Medicinalwesen Rußlands untergeordnet; Kaiser Karl VI. ertheilte ihm den Adel. 1742 nahm Fischer seinen Abschied, als Pestocq erster Leibarzt der Kaiserin Elisabeth wurde und lebte dann in völlig freier Muße auf seinem Gute Hinterbergen bei Riga, wo er am 8. Juli 1772 in hohem Alter starb. Dort schrieb er auch sein bekanntes Buch: Hinterbergens allgemeine und eigene Winter- und Sommerluft von Montan 1745. Vgl über diesen berühmten Arzt Richters Geschichte der Medicin in Rußland, Bd. III, S. 270–279.

² Gottlieb Lixtenius war 1739 Leibmedicus der Kaiserin. Richter a. a. O. III, 295. Louis Jaquemin war 1738 Feldmedicus bei der Armee Münnichs und wurde 1740 Hofmedicus. Richter a. a. O. III, 293.

Eigenhändig überreichte die Kaiserin ihm den ausgefertigten Abschied mit den Worten: „Ich danke dir für deine mir treu geleisteten Dienste. Ist deine Gesundheit wieder hergestellt und befestigt und schmeckt das Brod bei deinem neuen Herrn dir nicht, so komm wieder her und isß es bei mir: dein Alter in der Armee wirst du immer wiederfinden.“

Als mit dem Ende des Winters und mit der allmählich mildereren Temperatur seine Krankheit sich gemindert und in gleichem Verhältnisse seine Kräfte sich gehoben hatten, reiste Dietrich in sein Vaterland zurück und trat das vom Herzog ihm verliehene Amt eines Oberjägermeisters an. Ein lange fortgesetzter Gebrauch des Selterswassers und der Eselinnenmilch verbesserte merklich seinen Gesundheitszustand und leitete allmählich seine völlige Genesung ein.

Den ganzen Umfang des Menschenlebens noch nicht kennend, so manchen seiner höheren Reize noch nicht ahnend, hatte Dietrich als Jüngling sich vorgenommen, nicht vor dem vollendeten dreißigsten Jahre sich zu verheirathen. Doch nun vereinigten sich mehrere wichtige Gründe, die ihn bestimmten, diesen Vorsatz zurückzunehmen und durch eine von der Vernunft genehmigte Heirath das Leben sich zu erhöhen und zu bereichern. Diesen Zweck erreichte er ganz durch seine glückliche Wahl. Anna Alexandrina, die älteste Tochter des Herrn von Mannteuffel, genannt Szöge, Erbbesizers auf Platonen und Blankensfeld, erkannte er als die Würdigste, die Schicksale des Lebens mit ihm zu theilen. Er warb um sie und erhielt der Eltern Einwilligung und der Tochter Zusage. Am 16. April 1739 wurden sie vermählt, er im sechs- undzwanzigsten, sie im sechzehnten Lebensjahre.

Anna Alexandrina, von würdigen und geachteten Eltern abstammend, war von diesen nach damaliger Sitte nur einfach und um so besser erzogen. Statt des jetzt modischen, sehr kostspieligen und doch in fast keinem Lebensverhältnisse recht nützlichen, meist hohlen Flitterstaates der vornehmen und vornehm sein wollenden Erziehung war früh schon in ihr eine warme Religions- und Tugendliebe geweckt, genährt und befestigt worden. Diese läuterte und stärkte ihre Achtung und Dankbarkeit gegen ihre Eltern, ihre herzliche Liebe für ihre Geschwister, ihr Wohlwollen gegen jeden Menschen und später ihre durch Güte und Nachsicht wohlthätige Strava gegen ihre Kinder und Alle, die von ihr abhingen. Sie liebte Ordnung und Reinlichkeit, ohne der Eitelkeit zu erliegen, sie war thätig und erfahren im Hauswesen, sparsam und doch stets bereit zum Wohlthun; sie war freimüthig, aber auch verschwiegen, sorg mit ihrer Freundschaft, die aber, einmal geweiht, auch um so treuer ausdauerete. So war, die ein gütiges Geschick Dietrich zur Schicksalsgenossin gab, die, während eines fünfundvierzigjährigen Zusammenlebens selbst höchst beglückt durch solchen Lebensgefährten, auch ihn

zum glücklichsten Gatten machte. Ihnen wurden acht Söhne und acht Töchter geboren.

Mit diesem neuen erweiterten und schöneren inneren Leben Dietrichs begann auch eine merklich vorschreitende Besserung seines Körperzustandes. Seine häuslichen und Amtsverhältnisse forderten eine fleißige Uebung seiner Körperkräfte, durch welche diese gestärkt werden, nie aber eine sie erschöpfende Ueberanstrengung derselben, und gestatteten ihm überhaupt eine Ordnung und Regelmäßigkeit im Leben, die nach wenigen Jahren ihn von seinen bisherigen Leiden und Beschwerden gänzlich befreiten.

Das Oberrathscollegium, das während des Herzogs Abwesenheit die Regierung des Landes führte, ernannte 1751 Dietrich zum Hauptmann von Bauske.

Bei Weitem die Mehrzahl des kurländischen Adels war dem Herzog Ernst Johann abgeneigt, weil sie zu seiner Erwählung theils überredet, theils auch gezwungen worden war. Daher rührte und empörte das Gefangennehmen und Abführen des Herzogs und seiner Familie nach Sibirien nicht Alle in dem Grade, den diese harte Gewaltthat wohl heischte; auch waren es nur Wenige, die eine nachdrückliche Verwendung höheren Orts für die Befreiung des Herzogs als nöthig und als Pflicht erkannten. Zu diesen Wenigen gehörte Dietrich, nicht nur, weil die Person des Herzogs und seine Familie durch diese Gewaltthat gemißhandelt worden waren, sondern viel mehr noch, weil diese das Völkerrecht im Allgemeinen und insbesondere die Würde des Herzogthums und der Republik Polen als Lehnherren Kurlands, nicht minder auch die Rechte des kurländischen Adels auf das Empfindlichste verletzt hatte.

Schon früher und mehrmals hatte Dietrich mit Einzelnen und zwar mit den Bedeutenderen seiner Mitbrüder und mit nachdrucksvoller Wärme hierüber gesprochen, auch hatte er mitunter einigen Eindruck auf dieselben gemacht; im Ganzen aber war sein patriotisches Bemühen unfruchtbar geblieben. Die Gegenpartei, zu welcher, wie schon erwähnt, die Mehrsten sich bekannten, unterhielt das Cabinet in St. Petersburg durch wirksame Factionen und vermehrte und versicherte sich die Anhänger derselben durch wohlfeile Verpachtung der Domänen und Allodialgüter des Herzogs¹.

Zu dem Landtage 1754 convocirte Dietrich die Kirchspiele seines Hauptmannsbezirks, Bauske, Gtau, Baldohn und Neugut. Auch diese, wie alle übrigen Kirchspiele, zählten unter ihren Eingefessenen mehr Gegner als Anhänger des Herzogs. Auf diesen Convocationen gelang es Dietrich, die Gegner von ihrem bisherigen Unrechte zu überzeugen und sie zu der Pflicht

¹ Besonders geschah das während der Verwaltung der sequestrirten herzoglichen Güter durch den Kammerherrn von Buttler 1742—1757.

für ihre eigenen Rechte und für ihre Würde zurückzuführen. Die von ihm entworfene Deputirteninstruction zum Landtage wurde zuerst von dem Kirchspiel Bauske und den Tag darauf, in Ekau, von den anderen drei Kirchspielen einstimmig genehmigt, unterschrieben und besiegelt. Die Deputirten waren darin angewiesen, über die zur Befreiung des Herzogs zweckmäßigsten Mittel mit den Oberräthen sich zu berathen.

Zwei Eingeseffene dieser Kirchspiele, von bedeutendem Einflusse auf viele andere im Lande, theilten diesen unverzüglich die bauskische Instruction mit und begleiteten sie mit einer gehörig motivirten Erläuterung derselben. Schnell war sie im ganzen Lande bekannt und auch überall mit Beifall aufgenommen. So hatte Dietrich die Freude, aus seiner mehrjährigen, immer fruchtlos gebliebenen Bemühung endlich die Folge hervorgehen zu sehen, daß der zum Reichstage in Warschau vom Landtage erwählte Delegirte die von den Oberräthen und den Deputirten einmüthig abgefaßte Instruction erhielt¹, die Republik Polen und den König zu bitten, daß sie zur Befreiung und Wiedereinsetzung des Herzogs alle nur möglichen Mittel anwenden möchten.

Um dieselbe Zeit schwebte vor den Relationsgerichten in Warschau ein wichtiger Prozeß des herzoglichen Hauses gegen die Eheleute Kosciuszko 2., in welchem Dietrich noch als Oberjägermeister nebst anderen vom König ernannten Commissarien zu genauer Untersuchung der Sache beauftragt gewesen war. Die Oberräthe übertrugen ihm, diese Streitsache vor den Relationsgerichten durchzuführen. Dieses gelang ihm ganz nach dem Wunsche derselben. Zugleich trugen sie ihm schriftlich auf, sowohl gemeinschaftlich mit dem Landesdelegirten, als auch für sich allein, alles Mögliche aufzubieten, daß die Bitte des gesammten Vaterlandes um Befreiung des Herzogs nicht nur bei dem Reichstage, sondern auch bei dem Könige eine günstige Aufnahme fände. In dieser Angelegenheit mußten die Agenten mit freundlichen, leider aber leeren Versprechungen sich begnügen.

In demselben Jahre wurde Dietrich königlich polnischer und churfürstlich sächsischer Kammerherr. 1756 wurde er in den St. Johanniterorden aufgenommen. 1758 erhielt er von der Kaiserin Elisabeth den St. Annenorden. In demselben Jahre ernannte ihn der König von Polen zum Geheimen Rathe.

Im December 1758 reiste Dietrich zur Investitur des zum Herzog von Kurland erwählten Prinzen Karl von Sachsen nach Warschau². Dort

¹ Der Landesdelegirte i. J. 1754 war Wilhelm Alexander v. Heyking auf Dyeln.

² Hier ist in der Erzählung offenbar eine Lücke, denn es fehlt jede Andeutung darüber, wie es gekommen, daß D. Keyserling, der bisher einer der eifrigsten Verfechter der Rechte Ernst Johans gewesen war, auf einmal Anhänger des Herzogs Karl geworden.

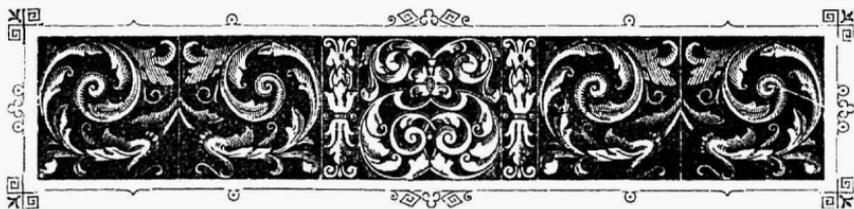
ernannte ihn der neue Herzog, im Januar 1759, zum kurländischen Kanzler. Im Februar war er wieder zu Hause, wo er sein neues Amt antrat.

Schon im Jahre 1760 hatte Dietrich, bei übrigens ganz vollkommener Gesundheit in der Gegend des Herzens bisweilen eine ganz eigene Empfindung gespürt, die anfangs eben nicht schmerzhaft war, die aber immer öfter wiederkam und fühlbarer, zuletzt bleibend und schmerzhaft wurde. Nach mehr als einem Jahre, als der Schmerz immer noch zunahm, theilte er diesen seinen Zustand zweien Aerzten, den Doctoren Montanus und Berntheusel, mit. Nachdem er alle Merkmale dieser Beschwerde umständlich ihnen angegeben hatte, erklärten sie dieselbe für einen angehenden Polypen, der durch den Gebrauch des Karlsbades hoffentlich noch geheilt werden würde und gestanden, daß ihnen kein wirksameres Mittel dagegen bekannt sei. Dietrich beschloß sogleich, im nächsten Frühjahr diesen Rath zu befolgen.

Auch dem Herzog war von den Aerzten das Karlsbad angerathen worden. Sein gütewolles Anerbieten, Dietrich in seinem Wagen mitzunehmen, wurde von diesem mit Dank und Freude angenommen. Im April 1762 traten sie ihre Reise dahin über Warschau, Wien und Dresden an und trafen in den ersten Juniustagen im Karlsbade ein. In jeder der eben genannten Städte verweilten sie einige Zeit. Theils aus früherer Bekanntschaft an diesen Orten, theils auch und wohl hauptsächlich wegen seines Reisegefährten, der ihm stets und überall Gunst und Achtung bewies, wurde Dietrich mit vieler Freundlichkeit aufgenommen. Am werthesten war ihm die herzvolle Gnade der Kaiserin Maria Theresia. Diese herrliche Frau und seltene Fürstin, wie auch der Kaiser Franz I., freute sich, ihn wieder zu sehen. Beide erinnerten sich gern mit ihm der Zeit ihrer Verbindung, deren Zeuge auch Dietrich gewesen war, und welcher sie eine seltene Fülle des höchsten Glücks verdankten. Die schnellere Rückreise ging wieder über Wien und Warschau nach Mitau, wo sie zu Ende des Augusts ankamen.

(Schluß folgt.)





Lenz' Stellung zu Lavaters Physiognomik. (Schluß.)

Von Petersburg zog Lenz nach Moskau, wo er den Rest seines Lebens zubrachte. In der Dorpater Universitätsbibliothek befinden sich die Originale eines Briefes des Dichters vom 30. October 1781, sowie seines Vaters an den alten Reichsarchivar, Staatsrath Gerhard Friedrich Müller, der seit 1765 in Moskau lebte, seit 1775 Reichsarchivar und Staatsrath war und früher in 9 Bänden eine Sammlung russischer Geschichte herausgegeben hatte.

Die Briefe sind von Franz Sintenis im V. Band des Archivs für Literaturgeschichte 1876, S. 600—605 veröffentlicht. Lenz sollte sich durch Müller „beprüfen lassen, um eine Information in einem vornehmen Russischen Hause zu übernehmen“, wagt aber vorher „noch eine gehorsamste Bitte zu thun. Dieselben wissen, daß die eigentliche Absicht meiner Reise nach Moskau war, unter Dero Rath und Leitung die Geschichte des Vaterlandes (wofür ich Rußland halte) studiren zu können. Ich halte sie für ein unentbehrliches Stück der Erziehung, finde mich also noch nicht tüchtig nach meiner besten Ueberzeugung, mich in ein Russisches Haus zu begeben, ehe ich wenigstens einige sichere Fortschritte in derselben gemacht, von denen ich hernach durch eigenes Studiren weiter kommen kann.

„Sollte mein Aufenthalt in Dero Hause oder auch meine Führung in demselbigen Ew. Hochwohlgeboren oder Dero verehrungswürdigen Gemahlinn einige Beschwerde verursachen oder zu andern Unannehmlichkeiten und Mißvergnügen Gelegenheit geben; so bitte mir's als ein Zeichen Dero Gewogenheit und Menschenliebe aus, mir dieses bekannt zu machen, da ich dann keinen Augenblick säumen will, Ihnen die Ursache Ihres Mißvergnügens aus dem Gesichte zu bringen.“

Lenz bittet „wenigstens nur so viel Aufschub, daß ich nach Dero unschätzbaren Tabellen und andern gedruckten und ungedruckten Schriften die Russische Geschichte bis auf die neuern Zeiten mir einprägen kann“. In dem Hause Müllers blieb Lenz einige Zeit.

Der Brief des Vaters bittet für den „Schmerzenssohn“ und dankt „für Dero fortdauernde Liebe und Sorgfalt, welcher es gelungen, diesen Verirrten einigermaßen wieder zurechtzubringen. . . O welch ein Lebensbalsam für mein krankes Vaterherz, daß Ew. Hochwohlgeboren ihn schon von Wankelmuth frei sprechen! . . . Die Zufriedenheit der Mad. Müller geb. Exter mit ihm ist mir auch Bürge dafür, daß er in der Besserung fortgehe. . . Seine Bücher habe dem Dorpat'schen Sohne, dasigen Oberpastor, zu weiterm Transport zugefertigt. Derselbe hat sie nach Petersburg, wahrscheinlich unter der Adresse an Herrn Prof. Euler geschickt.“

Aus dem Briefe des Vaters ersieht man, daß „Jacobs“ Correspondenz überwacht wurde: seine Briefe an den Vater gehen unter Müllers Couvert offen an den ersteren, doch fürchtet dieser dabei, daß sein Sohn „vielleicht seine wahren Herzensgefinnungen gegen ihn zurückzuhalten und vielleicht den Heuchler zu spielen sich gezwungen sehe“ und bittet in Folge dessen „gehorsamst, ihm zu erlauben, daß er auch seine künftige Antwort mir unter Dero Couvert versiegelt zusenden möge“.

Müller starb im Jahre 1783. Von Lenz war aus der späteren Zeit nichts in Erfahrung zu bringen. Da fiel mir kürzlich in Lavaters Nachlaß noch ein Brief desselben an Lenz vom 30. März 1787 in die Hand. Damit hat es folgende Bewandniß:

Am 14. August 1786 eröffnete der später so berühmt gewordene Geschichtsschreiber N. M. Karamsin, der Verfasser der „Briefe eines russischen Reisenden“, einen Briefwechsel¹ mit dem von ihm hochverehrten Lavater, welchen er auch im August 1789 in Zürich besuchte. Lavater, der den Brief Karamsins erst am 30. März 1787 erhielt, ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, sich nach seinem alten Jugendfreunde Lenz in Moskau zu erkundigen und ihm einen Brief als Einlage zu übersenden:

„Haben Sie die Güte Lenzen zu grüßen und ihm das zweite Blättchen zu übergeben.“

Dieses lautete:

„Lieber Lenz,

Dank für Deinen Brief ohne Datum, samt den Beilagen von Silhouetten, die mich, schrecklicher Zeitarmuth wegen weniger interessiren.

¹ Diesen Briefwechsel, der über 100 Jahre in Lavaters Nachlaß ruhte, gedente ich demnächst an anderer Stelle zu veröffentlichen. Ueber „Karamsin in Zürich“ s. meinen Aufsatz in der „Neuen Züricher Zeitung“ 1892 Mai—Juni Nr. 137—40, 173—78.

Deine Urtheile als Charakter betrachtet, sind mir wichtiger. Denke nicht, daß ich Deiner vergesse, quem amavi, numquam non amabo.

Hättest Du mir doch auch mehr von Dir, Deiner Person und Lage, Deinem Thun und Leiden, Deinem Lieben und Hoffen, Deinem Sehen und Glauben geschrieben.

Goethe ist igt in Neapel oder Rom und arbeitet an der neuen Ausgabe seiner Werke, die Er um die Hälfte vermehren will. Wenn Er bald herkömmt, will ich Deinen Auftrag mündlich ausrichten.

Etwas, was physiognomischen Linien ähnlich sieht, wird nun bald in England von mir gedruckt.

Ich bin nun neben Pfenningern an der Peterskirche¹, welches ein Traumähnliches Glück für mich ist. Mama ist gesund. Mein Sohn studirt Medizin in Göttingen. Meine zwei Töchterlein machen mir täglich Freude.

Meinen Nathanael für Nathanaele² wünscht' ich von einigen Christen in Deiner Gesellschaft gelesen.

„a Dieu Lieber! Lieber wenig, als die Antwort aufgeschoben. Küß' Deiner Stiefmutter in meinem Namen die Hand. Will's Gott! Kann ich Dir auch einmahl schreiben —

Land! Land! Land!

Freytags nachts 12 Uhr

d. 30. März 1787.

Lavater.“

Weitere Briefe der beiden Jugendfreunde haben sich nicht erhalten, wenn solche überhaupt geschrieben worden sind. „Land!“ hat der unglückliche Dichter nicht mehr geschrieben, bis ihn der Tod am 24. Mai 1792 von seinen Leiden erlöste.

Karamsin verdanken wir noch einige Notizen über den ihm wohl bekannnten deutschen Dichter:

In seinem zweiten Brief an Lavater, Moskau, den 20. April 1787, schreibt er:

„Was soll ich Ihnen von Lenzen sagen? Er befindet sich nicht wohl. Er ist immer verwirrt. Sie würden ihn gewiß nicht erkannt haben, wenn Sie ihn jetzt sähen. Er wohnt in Moskau, ohne zu wissen, warum. Alles,

¹ Lavater wurde im Frühlinge 1778 Diakon, 1786 Pfarrer an der Peterskirche; Pfenninger war ebenfalls seit 1786 Diakon an derselben. s. Stöber S. 99. Mama ist seine Frau Anna, geb. Schinz („Bibele“ bei Goethe, „fromme, gefällige Taube“ bei Hartmann). Der Sohn Heinrich, geb. 1768, seit 1786 stud. med. in Göttingen; die „Töchterlein“ sind Kette, geb. 1771, und Louise, geb. 1780.

² erschienen 1786.

was er zuweilen schreibt¹, zeigt an, daß er jemals viel Genie gehabt hat, jetzt aber . . . ich habe ihm Ihren Brief eingehändigt.“

In den „Briefen eines russischen Reisenden“, welche Karamsin von seiner Reise aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich und England an die ihm befreundete Familie Alexej Alexandrowitsch Plestschtschew und dessen Frau Nastasia Iwanowna in Moskau richtete, später aber nach seiner Rückkehr 1791—92 in dem von ihm redigirten „Moskauer Journal“ und 1799 bis 1801 als Buch herausgab², wird Lenzens an folgenden Stellen gedacht:

In seinem Briefe von Riga, den 31. Mai 1789 erzählt Karamsin von seiner Durchreise durch Dorpat: „Da lebt der Bruder des unglücklichen Lenz. (Lenz, ein deutscher Dichter, welcher einige Zeit mit mir in einem Hause lebte. Eine tiefe Melancholie, die Folge vieler Leiden, hatte ihn wahnsinnig gemacht; aber selbst in seiner Geistesgestörtheit überraschte er uns zuweilen durch seine poetischen Ideen und rührte uns durch seine Herzensgüte und Geduld. Fußnote in der Buchausgabe.) Er ist Hauptpastor, von allen geliebt und hat ein sehr gutes Einkommen. Ob er wohl des Bruders gedenkt? Ich sprach über diesen mit einem livländischen Edelmann, einem lebenswürdigen, lebhaften Manne: „Ach, mein Herr!“ sagte er mir, „gerade was den Einen berühmt und glücklich macht, ist unheilvoll für den Andern. Wenn man das Gedicht des sechzehnjährigen Lenz³ liest und Alles, was er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre geschrieben hat, staunt man da nicht über die Morgenröthe eines großen Geistes? Wer sollte da nicht denken: das ist ja ein junger Klopstock, ein junger Shakespeare? Aber Wolken haben diese herrliche Morgenröthe verdüstert, und die Sonne ist niemals

¹ Von Schriften Lenzens aus Moskau, wo er sein Leben durch Privatunterricht fristete, führt Göbcke, Grundriß 1891 IV, 313 nur an: „Uebersicht des russischen Reichs nach seiner gegenwärtigen neu eingerichteten Verfassung neu aufgesetzt von Sergej Plestschtschew. . . Aus dem Russischen übersetzt von J. M. R. Lenz. Moskau, Verlegt Christian Rüdiger, Universitätsbuchhändler 1787. 4 Bl. und 220 S. 8. — Aus der Zeit seines Aufenthaltes in Riga stammen seine Beiträge zu der von Möller herausgegebenen livländischen Zeitschrift: Für Leser und Leserin. Mitau 1780—81. — Ein Fragment: Was ist Satyre? An Herrn Kaufmann, Gelehrten und Geistlichen zu Moskau. (Handschrift bei Malgahn Nr. 215) führt Göbcke ebenfalls an; s. Tiedtsche Ausgabe III, 294 ff.

² Das für die russische Literatur Epoche machende klassische Reisewerk ist etwa ein- und zehnmal im Druck erschienen; eine deutsche Uebersetzung von Richter, einem Freunde Karamsins, erschien gleichzeitig mit der ersten vollständigen russischen Buchausgabe 1799—1802, eine französische mit Anmerkungen von W. S. Poroschin in Paris 1867. — „Karamsin in der Schweiz“ soll demnächst mit Anmerkungen als besonderer Theil erscheinen.

³ Gemeint ist: „Der Versöhnungstod Jesu Christi, besungen von einem Jünglinge in Dorpat. J. M. R. L.“ (1766). s. Falck, Lenz S. 43—49.

aufgegangen. Eine tiefe Empfindsamkeit, ohne welche Klopstock nicht Klopstock und Shakespeare nicht Shakespeare gewesen wäre, war sein Verderben. Andere Verhältnisse und Lenz wäre unsterblich!“

In Weimar besuchte Karamzin am 20. Juli 1789 Wieland und stellte sich ihm als Bekannten von Lenz vor, von dem er Deutsch gelernt habe. „Da kam das Gespräch auf diesen unglücklichen Menschen, mit dem Wieland ehemals gut bekannt gewesen war.“ . . . In einem besonderen Briefe vom 22. Juli erzählt Karamzin seinen Freunden, was er über Lenzens Aufenthalt in Weimar gehört habe:

„Man erzählte mir hier verschiedene Anekdoten über unsern Lenz. Er war hierher gekommen zu Goethe, seinem Freunde, der mit ihm zusammen in Straßburg studirt hatte und damals schon am Weimarer Hofe war. Man empfing ihn, als einen begabten Menschen, sehr freundlich, aber bald bemerkte man an ihm große Sonderbarkeiten. 3. B. erschien er auf einem Hofball in Domino, Maske und Hut, und in dem Augenblicke, da Aller Augen befremdet auf ihn gerichtet waren, schritt er ruhig auf eine vornehme Dame zu und engagirte sie zum Tanz. Der junge Herzog liebte Scherze und hatte seine Freude an dem lustigen Auftritte, der ihm Stoff zu herzlichem Gelächter bot; aber den Hofherren und -Damen von Weimar erschien diese Dreistigkeit als ein todeswürdiges Verbrechen. — Von dem ersten Augenblicke seiner Ankunft in Weimar an war Lenz in alle junge, hübsche Damen verliebt und dichtete auf jede einzelne Liebeslieder. Die junge Herzogin war damals in Trauer um ihre Schwester: er verfaßte in dieser Veranlassung herrliche Verse, aber konnte es nicht unterlassen, sich in denselben mit Jreion zu vergleichen, der es gewagt habe, zu Jupiters Gemahlin in Liebe zu entbrennen. — Einst begegnete er der Herzogin vor der Stadt und statt sich zu verbeugen, fiel er auf die Kniee, erhob die Hände und ließ sie so an sich vorbeifahren. Am anderen Tage sandte L. allen Bekannten ein Papier, worauf die Herzogin und er, auf den Knieen und mit erhobenen Händen, dargestellt waren. — Aber weder die Poesie, noch die Liebe konnten ihn vollständig fesseln. Er trug sich mit Gedanken an eine Reform¹, welche nach

¹ Schon in Straßburg, wo Lenz als Gesellschafter der kurländischen Barone v. Kleist vielfach in Offizierskreisen verkehrte, „hielt er sich für einen großen Kenner des Waffenwesens; auch hatte er wirklich dieses Fach nach und nach so im Detail studirt, daß er einige Jahre später ein großes Memoire (über die Soldatenehen) an den französischen Kriegsminister aufsetzte, wovon er sich den besten Erfolg versprach. Die Gebrechen jenes Zustandes waren ziemlich gut gesehen, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt sich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und mußte es den Freunden schlechten Dank, die ihn theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerstand anhielten, dies phantastische Werk, das schon sauber abgeschrieben, mit einem Briefe begleitet, couvertirt und förmlich

seiner Ansicht im Heere Seiner Durchlaucht von Nöthen war, und reichte zu diesem Zwecke dem Herzoge verschiedene Pläne, die er auf großen Bogen niedergeschrieben hatte, ein. — Trotz alledem duldete man ihn in Weimar, und die Damen fanden ihn liebenswürdig. Aber Goethe veruneinigte sich schließlich mit ihm und nöthigte ihn, Weimar zu verlassen. Eine Dame nahm ihn mit sich auf ihr Landgut, wo er ihr einige Tage Shafespeare vorlas; später irrte er in der weiten Welt herum.“

So weit Karamsin und seine Mittheilungen aus dem Hof- und Stadtklatsch. Bekanntlich ist die Ursache von Lenzens Verweisung von Weimar, ähnlich wie die von Dvids Verbannung, „bis jetzt geheim geblieben, da sich die Betheiligten, wie es scheint, unverbrüchliches Stillschweigen gelobt haben. Ohne Zweifel waren Goethe und die Frau v. Stein angegriffen (Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich S. 14).

Nach Goethes Tagebuch von 1776 und R. Keils Bemerkungen dazu, 1875 S. 64 ff., war die Schwester der Herzogin Louise, Großfürstin von Rußland, geb. Prinzessin von Darmstadt, in Folge einer unglücklichen Geburt am 30. April gestorben. Am 16. Mai traf die Todesnachricht in Weimar ein. Lenz dichtete auf den Trauerfall das Gedicht: „Darf eine Hand gerührte Saiten schlagen“ zc.

Am 10. September trug Goethe in sein Tagebuch ein: „Früh war Lenz da wegen Kochberg. Keine Trauer des Lebens.“ Dazu bemerkt R. Keil: Von diesem Tage datirt der empfindliche Brief, mit welchem Goethe seinen Freund Lenz zu Frau v. Stein auf deren Wunsch nach ihrem Gute Kochberg (bei Rudolstadt) sandte, wo er ihr Lehrer in der englischen Sprache sein sollte; „von mir hören Sie nun nichts weiter, ich verbitte mir auch alle Nachricht von Ihnen oder Lenz.“

Am 16. September schreibt Goethe an Lavater und Merck: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind (wir wiegen und tänzeln ihn zc).“

Am 26. November: Lenzens Eseley. Dazu bemerkt Keil: „Der bis jetzt noch nicht aufgeklärte, jedenfalls aber in einer für den Hof und Goethe

adressirt war, zurückzuhalten und in der Folge zu verbrennen.“ Goethe, Dichtung und Wahrheit, III, 14. — Noch am 23. October 1776 schrieb Lenz von Kochberg, dem Gute der Frau von Stein, an Salzmann: „Vielleicht sehen Sie mich einmal in herzoglich sächsischer Uniform wieder. Doch das unter uns.“ Stöber, Der Dichter Lenz S. 84. Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich S. 13—15. — Noch 1779 dachte Lenz an eine Professur für Taktik (Goethe D. u. W. v. Löper III, 394). — J. von Sivers veröffentlichte in seiner Schrift über Lenz 1879, sowie früher in der „Baltischen Monatschrift“ des Dichters „Denkschrift über Umbildung der französischen Armee zu Legionen durch Soldatenehen“ und einen Brief desselben an den Minister Maurepas über die Möglichkeit, Frankreich durch ackerbauende Militärcolonien zu heben (in französischer Sprache).

sehr unangenehmen Klatscherei bestehende unbesonnene Streich von Lenz, welcher dessen Entfernung von Weimar zur Folge hatte.“

Am 28. Fortwährender Verdruß (über Lenz). Zur Herzogin-Mutter gegangen, zu Frau von Stein, zu Thusnelden (Frä. v. Göchhausen). Resolvirt durch Herdern schreiben zu lassen.

Am 29. Dummer Brief von Lenz. Kalb abgeschickt. Einsiedels hartes Betragen.

Am 30. Lenz' letzte Bitte um noch einen Tag, stillschweigend accor- dirt. Einsiedels Bisset.

Am 10. August 1789 kam Karamsin nach Zürich, wo „unser L. mit seinem Liebeschmerz umhergeirrt war und jede Blume mit einem Seufzer seiner Göttin in Weimar weichte“. Während seines sechszehntägigen Auf- enthalts daselbst mag er im täglichen Verkehr mit Lavater wohl Vieles von dem unglücklichen Freunde in der Ferne gesprochen haben — was er uns aber leider nicht erzählt hat.

Zürich-Göttingen, 6. Januar 1893.

Dr. F. Waldmann.

A n h a n g.

Ueber Herders Antheil an Lavaters Physiognomik, der bei Weitem nicht so groß ist wie Lenzens, giebt der eben erschienene IX. Band der Suphanschen Gesamtausgabe der Herderschen Werke S. 471 ff. genauen Aufschluß. Sicher nachweisbar ist von Herder nur die im II. Bande der physiognomischen Fragmente S. 285 abgedruckte Charakteristik Hamanns, die wir zur Vergleichung der oben mitgetheilten Charakteristik Herders durch Lenz mittheilen:

H a . . . n.

Siehe den hochstaunenden Satrapen¹. Die Welt ist seinem Blicke Wunder und Zeichen voll Sinnes, voll Gottheit! . . . Rücke den Kopfbund, der igt das Netz eines frisirten Kopfes zu seyn scheint, zum Krankentuche der schmerzvollen, gedankenschwangern Stirne hinunter. lege sodann auf die mittlere, igt so helle, platte, gespannte, Fläche zwischen den Augenbraunen, die dem Urbilde, auch in Zeiten großer Mühe, nur selten ist, eine dunkle, elastische Wolke, einen Knoten voll Kampfes, und du hast, dünkt mich, eine kleine Schattengestalt seines Wesens.

Im Auge igt gediegener Lichtstral. Was es sieht, sieh's durch, ohne

¹ Hamann ist mit einer Art Turban oder Kopftuch dargestellt.

mühsame Meditation und Ideenreihung — Ist es dir nicht beym Blicke und Buge des Augenbrauns, als ob es seitwärts von untenher schaue, und sich seinen eignen Anblick gebe? Ist's nicht, als kreuzten sich seine Strahlen? Oder der Brennpunkt liege tief hin? — Kann ein Blick mehr tiefer Seherblick seyn? Prophetenblick zur Zermalnung mit dem Blitze des Wises! — Siehe, wie das abstehende, fast bewegliche Ohr horchet? Die Wange, wie einfach, ruhig, gedrängt, geschlossen! Nichts spitzes, nichts hervorfühlendes ist in der Nase. Nichts von dem feinen, müßigen Scharfsinn, der in Subtilität und fremdem Geschäfte wühlet; — was sie aber anweht, — nahe, stark weht sie's an; siehest du nicht in ihr den gehaltenen, regen Athem, zu dem sie gebildet ist? — und im Munde? . . . Wie kann ich aussprechen die Vielbedeutsamkeit dieses Mundes, der spricht, und innehält im Sprechen — spräche Areopagiten Urtheil — Weisheit, Licht und Dunkel — diese Mittellinie des Mundes! Noch hab' ich keinen Menschen gesehen mit diesem schweigenden und sprechenden, weisen und sanften, treffenden, spottenden und — edeln Munde! Mir ist, ihm schweben die Worte¹ auf der Lippe, den einen Theil verbrennet er mit Feuer; mit dem andern bratet er das Fleisch, daß er gebratenes esse und satt werde. Er wärmet sich, daß er spricht: ha! ha! ich bin wohl erwärmt; ich habe das Feuer gesehen. Den übrigen Theil desselben machet er zu einem Gotte — und spricht: „Erlöse mich, denn du bist mein Gott.“ — Diesen Prophetenblick! Dieses durchschauende, Ehrfurcht erregende Staunen! Voll wirkfamer, treffender, gebährender Urkraft! Dieses stille, kräftige Geben weniger, gewogener Goldworte — diese Verlegenheit — keine Scheidemünze für den Empfänger und Warter an der Hand zu haben — Hieroglyphensäule! Ein lebendiges:

Quos ego — sed motos praestat componere fluctus.

Berg. Ven. I, 135.

Wie hoch Herder von dem Werthe der Physiognomik dachte, bezeugt sein ebenfalls daselbst angeführter Ausspruch: „Die Physiognomik ist dem Menschen so nöthig wie Sprachfähigkeit.“



¹ Nach Jesajas 44, 15--17.



Herbstruhe.

So klar und still im Herbsteschein
Die weiten Felder liegen,
Ich trink' die Luft so kalt und rein
In tiefen, durst'gen Zügen.

So klar und still ist mir zu Sinn,
So stille die Gedanken,
Am Baum nur leise her und hin
Die leichten Zweige schwanken.

Nun brauchet nicht mehr Feld und Baum
Um Blüth' und Frucht zu sorgen,
Die Ernte ist im Scheurenraum
Gesammelt und geborgen.

Und Feld und Baum in Herbstespracht
Sind männlich ernst und stille, —
Des Lebens Arbeit ist vollbracht,
Gescheh'n ein heil'ger Wille.

Mag kommen nun die dunkle Zeit,
Sie brauchen nicht zu zagen,
Sie freuten sich im Frühlingskleid
Und in den Sommertagen;

Sie brachten ihre Früchte dar,
Sie trugen stolze Lasten, —
Im Herbsteschein so still und klar,
Wie ist's so schön zu rasten.



Johann Heinrich Kant.

Im Verhältniß zu seiner literarischen Fruchtbarkeit und seinem langen Leben hat Immanuel Kant nur sehr wenig Zeit der Pflege des brieflichen Verkehrs gewidmet, nur mit einzelnen Personen hat er einen dauernden Briefwechsel unterhalten. Wie groß aber die Menge derjenigen war, die aus der Nähe und Ferne, theils persönlich Bekannte, theils vollständig Fremde, in wissenschaftlichem Streben und aus Verehrung oder um eines besonderen Interesses willen sich an den Königsberger Weltweisen gewendet haben, ersehen wir aus der Sammlung der Briefe an Kant, die von diesem aufgehoben, durch Jäsche, den ersten Professor der Philosophie unserer Landesuniversität, nach Dorpat gebracht und jetzt in zwei Bänden von 722 und 1088 Seiten vereinigt als ein Bestandtheil des Morgensternschen Nachlasses der Universitätsbibliothek einverleibt sind. Dazu kommen noch diejenigen Briefe, welche an ihrem früheren Orte geblieben und der königlichen Bibliothek in Königsberg gehören. Auch Namen aus Livland, Ehstland und Kurland begegnen uns unter der Masse nicht ganz wenige, von dem Rector der Rigaer Domschule J. G. Lindner, dessen drei Briefe aus dem Jahre 1759 wohl die ältesten von allen erhaltenen sind, bis auf den Hofrath Müller, der sich am 10. Sept. 1800 aus Garosen in Kurland in einem Briefe mit Goldschnitt erkundigt, ob er in Königsberg den Doctortitel, ohne persönlich zu erscheinen, erlangen könne, da er zum Professor der Cameralwissenschaften und Statistik auf der neuen Dörptschen Universität gewählt sei. Der Zahl nach sind unter diesen inländischen Briefen die des Rigaer Verlegers Joh. Friedr. Hartknoch und seines Sohnes (von dem einen 6, von dem anderen 7) und die an Kant von seinem Bruder Johann Heinrich aus Kurland gerichteten am meisten hervorzuheben. Diese letztern mögen es wohl werth

sein, obwohl sie keinen fortlaufenden Briefwechsel darstellen, sowohl um der Persönlichkeit, die aus ihnen spricht, als um des größeren Bruders willen, an dessen Verhältnisse sie anknüpfen, nach hundert Jahren als Vorläufer der erwarteten umfassenden Sammlung des Kantischen Briefwechsels an die Oeffentlichkeit zu treten. Einiges Interesse dürften sie auch bei solchen Lesern erwarten, denen sonst Kant und seine Philosophie nicht Gegenstand näheren Eingehens sind.

Johann Heinrich Kant wurde am 28. November 1735 als neuntes Kind des Riemermeisters Johann Georg Kant in Königsberg geboren, 11 Jahre nach dem älteren Bruder. Schon zwei Jahre darauf starb die Mutter und als der Knabe das zehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, auch der Vater (1746). In diesem Jahre begann Immanuel Kants schriftstellerische Laufbahn mit einem Werke, zu dessen Herausgabe ein Verwandter, der Schuhmacher Richter, die Kosten trug. Da nun jener die nächsten Jahre als Hauslehrer außerhalb Königsbergs verlebte, so konnte sich zwischen beiden Brüdern, die in ihrer geistigen Entwicklungsstufe weit von einander abstanden, ein näheres persönliches Verhältniß nicht gestalten. Der Knabe besuchte eine öffentliche Schule und wurde wohl von jenem Oheim in seinem Hause erzogen. Als nun 1755 der spätere Schöpfer der kritischen Philosophie an der Königsberger Albertina seine Lehrthätigkeit begann, war der jüngere Bruder auch unter seinen Zuhörern, besuchte indessen seines Bruders Vorlesungen nur äußerst selten, und ihr Verhältniß und Umgang erstreckte sich auf weiter nichts als darauf, daß sie nach Endigung derselben ein paar Worte mit einander wechselten¹. So standen sich die beiden Brüder ziemlich fern, als sie noch an demselben Orte lebten. Nach wenigen Jahren verließ der jüngere die Vaterstadt und die Heimath, um, wie Viele vor ihm, in dem benachbarten Kurland zunächst als Hauslehrer sein Fortkommen zu suchen. Dies wurde seitdem sein Lebensboden, und nur in Briefen konnten bis zu seinem Tode die Beziehungen mit den Angehörigen erhalten werden. Man könnte vielleicht meinen, außer dem bedeutenden Unterschiede des Alters und des geistigen Standpunktes hätte ein Abstand der Geistesanlagen und Charaktere, wie ein solcher zwischen Kant und seinen Schwestern stattfand, eine nahe Fühlung unter den Brüdern nicht zugelassen. Doch war der jüngere Kant auch in seiner Jugend kein unbedeutender Mensch, wenn Borowski, einer der ersten Schüler des Philosophen, später bis zur höchsten geistlichen Würde in Preußen gestiegen, noch im Jahre 1804 seiner in folgenden Worten gedenken konnte: „Es freuet mich, da ich dieses schreibe, heute noch das Andenken an die Stunden, die ich mit dem jüngeren K.

¹ Borowski's Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants. Königsberg 1804. S. 273. 136.

gelebt habe. Wir kamen oft, aber besonders jede Woche zweimal in der bestimmten Absicht zusammen, um einmal einen klassischen Autor, ein andermal, um ein theologisches Werk zu lesen. Damals eben erschien *Sachs* vertheidigter Glaube der Christen (freilich jetzt auch beynah schon vergessen, aber doch immer voll bleibenden Werths), und dieses Werk belebte bei uns den Hang zum theologischen Studium.“ — Borowski schließt hieran den Wunsch, von dem Leben und der Art des Mannes aus seinen späteren Jahren nähere Mittheilungen zu erhalten, nimmt dann die Erfüllung mit warmem Dank entgegen und freut sich, von seinem Jugendfreunde so viel Liebes und Gutes zu lesen. „Das von ihm aufgestellte Gemälde kann ihm nicht ganz unähnlich seyn, denn es sind Züge darin, die ihm in der Jugend schon eigen waren.“

Die erste Nachricht, welche wir über Johann Heinrich Kants Aufenthalt außer Landes besitzen, gewährt folgender Brief:

Mein Bruder! Ist's denn gar nicht möglich, eine Antwort zu bekommen, bald werde ichs machen müssen, wie Gellert mit seinem faulen Freunde, ich will dir nächstens, wenn dieser Brief eben so glücklich seyn wird als sein Vorgänger, selbst eine Antwort an mich aufsetzen, du darfst alsdann nur deinen Namen unterschreiben und ihn so wieder zurückgehen lassen, bequemer kan ich es wirklich nicht einrichten. Doch diesmahl wirstu schon deine Nachlässigkeit überwinden müssen, mein Anliegen ist dringend und leidet keinen Aufschub. Einer von meinen Scholiers, der ältere Hr. v. Bolschwing, den ich vor kurzem dimittirt habe, will nach Königsberg gehen und gedenkt aufs Fest dort einzutreffen, ich kan nicht umhin dir diesen hoffnungsvollen Jüngling, den ersten, den ich durch meinen Unterricht ausgebildet habe, ganz besonders zu empfehlen. Er wird in deinen Vorlesungen auf den Grund fortbauen, den er bey mir gelegt hat. Er wünscht aber besonders in deinem Umgange seine Erkenntnisse noch mehr zu erweitern, eben deswegen hat man mir aufgetragen, dich zu sondiren, ob es nicht möglich ist, es in die Wege zu richten, daß er mit dir in einem Hause logiren und an einem Tische speisen kan. Man glaubt, und ich bin selbst der Meinung, daß ihm dieses Vortheile verschaffen würde, die man nur aus einer beständigen Gesellschaft mit geschickten Leuten erhält; wir erwarten deine Entschließung hierüber den nächsten Posttag, da ohnedasß Hr. v. Bolschwing durchaus auf Ostern schon in Königsberg seyn muß, wenn er den neuen Cursum mit anfangen will, ich sehe also in 8, höchstens 14 Tagen einer Antwort entgegen und bin übrigs unverändert

dein getreuer Bruder Kant.

Wietau, d. 1. März 1763.

¹ Orig., 2 Bl. 4^o, in der königl. und Univ.-Bibl. zu Königsberg aus dem

[Auf der 4. Seite:] P: S: Den einliegenden Brief an Hrn. Espaniac wirstu ihm zustellen zu laßen die Gefälligkeit haben.

Die Erwiderung Kants, der in geschäftlichen Angelegenheiten prompter war, als im sonstigen Briefwechsel, ist nicht mehr vorhanden. Die Acten der Universität Königsberg ergeben Folgendes: Joh. Christian Ernest a Bolschwing, eques Curonus, 30. Mart. 1763 initiatus est a decano fac. philos. Joh. Godofr. Teske. Er war nach der Stammtafel im Archiv der Commission für Geschichte und Genealogie des kurländischen Adels der Sohn von Johann Ernst von Bolschwing und im Jahr 1740 geboren, ging also in etwas vorgerücktem Alter zum Studium über. Ein zweiter Bolschwing, Ernestus Christophorus, tritt am 6. Sept. 1764 in die Reihe der akademischen Bürger zu Königsberg ein¹.

Es ist bekannt, daß Kurländer wie auch Livländer im vorigen Jahrhundert an der Universität Königsberg zahlreich vertreten waren². Daß sie sich von dem noch als Privatdocent wirkenden Kant lebhaft angezogen fühlten, wird mehrfach bezeugt. So baten ihn schon 1759 besonders kurländische Studirende um ein ästhetisches Collegium und Uebungen in Wohlfredenheit und im deutschen Stil, was Kant aber von sich ablehnte und dem jugendlichen Borowski übertrug. Lindner empfiehlt in einem Briefe vom 8./19. Juni 1759 an Kant als „einen Schüler in philos. u. math.“ Willemßen, eines Predigers Sohn aus Kurland, dem ein anderer, mit Namen Schulz, sich auch zugesellen wird, erkundigt sich dabei nach einem gewissen Holst, ob er in Kants Stunden gehe, und wie er sie abwarte. Freilich war die gebotene Speise nicht jedem Geschmacke zusagend. Am 15./26. December desselben Jahres schreibt Lindner: Ich habe weiter nachgeforscht, woher der stud. Schulz von hier aus nicht Ihr Zuhörer ist. Er gestehts, er ist gelangweilt worden. Sie mögen deshalb ruhig seyn und überhaupt bey vielen Arbeiten denken müssen: Schade, daß man Perlen vor die Säue wirft.

Kant nahm in diesen Jahren auch junge Leute, wie dies für Bolschwing gewünscht wurde, unter seine besondere Leitung, eine Beschäftigung, die, wie er sich auch späterhin darüber äußerte, nicht seinen Wünschen gemäß, aber für seine eigene Erhaltung nothwendig war³. Ein schönes Zeugniß

Duisburgischen Nachlaß; hier nach einer Abschrift, die ich der Güte des Hrn. Bibliothekar Dr. K. Reicke verdanke.

¹ Nach gef. Auskünften der Herren Reicke und L. Arbuzow.

² J. G. Scheffner, der zu Michaels 1752 seine Studien begann, spricht von dem Unterschiede beider. „Mein akademischer Umgang war sehr beschränkt, doch hielt ich mich lieber zu den etwas rohen Curländern als den in allem feinzierlichen Livländern, die immer sanft und süß thaten und andere Studirende nicht recht für voll anzusehen schienen.“ Mein Leben . . . Königsberg 1821. S. 48.

³ Fr. Th. Rink's Ansichten aus Immanuel Kants Leben. Königsberg 1805.

solchen persönlichen Verkehrs liegt noch in dem Trostschreiben Kants an die Mutter des früh verstorbenen Johann Friedrich von Funk aus Raimen vom Jahre 1760 vor. Wie sehr aber noch ferner Kants Persönlichkeit von den in Königsberg studirenden Liv- und Kurländern hochgehalten ward, lehrt das Gedicht, das ihm dieselben im Jahre 1770 bei der Beförderung zum Professor darbrachten und das in neuerer Zeit aus dem Dunkel wieder hervorgezogen ist¹.

Weitere Kunde über die Schicksale des jüngeren Kant erhalten wir erst nach langer Zeit wieder, nach vollen 10 Jahren. Er schreibt nicht mehr in der heiter scherzenden Stimmung, die der erste Brief aufweist².

Liebster Bruder! Wird es nicht Zeit seyn, daß wir uns einander wieder nähern? Es sind Jahre verfloßen, seitdem ich nicht an dich geschrieben, wie strafbar bin ich? ich erröthe über meine Nachlässigkeit. — Allein länger kan ich eine solche Trennung unter uns nicht fort dauern lassen: wir sind Brüder, die Natur hat Liebe und Vertraulichkeit uns zur Pflicht gemacht, ich mache ein Anspruch auf dein Herz, weil das meinige dir ganz ergeben ist. Jetzt bin ich recht begierig auf eine detaillirte Nachricht von deiner gegenwärtigen ganzen Situation, ich möchte gerne von dir so viel wissen, als ein halber Bogen nur faßen kan. Warum soll denn dein Bruder von deinen gelehrten Arbeiten nicht eher etwas erfahren, als bis sie ein jeder im Buchladen haben kan. Hinz³ hat mir von verschiedenen Entwürfen, die du gemacht hast, Nachricht gegeben, diesem und allem was mich gewis interessiren wird, weil es dich angeth, sehe ich auf den nächsten Posttag mit Verlangen entgegen.

Meine gegenwärtige Lage ist seit den 15 Jahren, die ich in Curland verlebt, noch immer dieselbe.

Nicht die geringste Aussicht zu einer gründlichen Versorgung! Die Landeskinder haben allezeit bey Besetzung erledigter Aemter den Vorzug, und der Ausländer, der mit Einheimischen concurrirt, wird mehrentheils nachstehen müssen, weil etwanige Verdienste und Geschicklichkeit gegen Familien-

S. 28, 29. — Danach F. W. Schubert, Immanuel Kants Biographie (S. K. sämtliche Werke. 11. Theils 2. Abth.). Leipzig 1842. S. 48.

¹ Reinhold Lenz in Königsberg und sein Gedicht auf Kant. Mitgetheilt von Rud. Reiche: Altpreuß. Monatschr. 4. Bd. 1867. Als Sr. Hochedelgeborenen der Herr Professor Kant den 21. August 1770 für die Professorwürde disputirte: Im Namen der sämtlichen in Königsberg studirenden Cur- und Biesländer, aufgesetzt von L. aus Liefland. Folgen 17 Namen. Gedächte von F. M. R. Lenz. Hrsg. von K. Weinhold. Berlin 1891, S. 79, 263.

² Aus den Briefen an Kant II. in Dorpat, ebenso wie alle folgenden.

³ Jakob Friedrich Hinz, Buchhändler in Mitau, der als Verleger mit Hartknoch wetteiferte.

Unterstützungen nicht aufkommen können. Jetzt bin ich in meiner 4ten Condition bey Hrn. v. Saß in Scheden. Ein vortrefliches Haus, wo ich so glücklich bin, als man es beyrn Schulsache nur seyn kan. Soll denn das aber immer so fortgehen? soll ich denn mein Leben in dieser verächtlichen Carrière beschließen? O so bedaure ich Preußen verlassen zu haben! in meinem Vaterlande wäre ich schon längst placirt, warum suchte ich mein Glück in einen frembden Lande? Doch ich mag diese Ausrufungen nicht weiter fortsetzen, man muß geduldig seyn, wenn man sein Schicksahl selbst nicht ändern kan.

Unser Fürst hat den edlen und landesväterlichen Vorsatz, die hiesigen Schulen zu verbessern und ein Gymnasium academicum zu stiften; ich habe einen kleinen Schimmer von Hoffnung, alsdan vielleicht eine Stelle bey der Nietauischen Stadtschule zu bekommen.

Man hat mir aber auch versichern wollen, daß du auf der Liste der Professoren stündest, die an das Gymnasium vociret werden sollen. O wie würde ich mich freuen, wen das wahr wäre und du keine Ursache fändest einen solchen Ruf auszuschlagen.

Unsere an einen Zeug-Macher Schulz verheirathete Schwester hat an mich geschrieben und mir Nachricht von ihren und der übrigen Schwestern Umständen gegeben. Inliegenden Brief an diese Schwester wirst du geneigt seyn ihr zuzuschicken. Die unglückliche Krönertin, wie ich aus dem jetzt gemeldeten Schwesterl. Briefe ersehen habe, wird von dir in ihren kümmerl. Umständen unterstützt, ich bin gleichfals zu einer Beysteuer aufgefordert worden und ich bin auch bereit, jährlich etwas zu ihrem Soulagement beyzutragen. Der erste Beytrag, den ich nächstens übermachen werde, wird meinem Vermögen angemessen seyn. Meinen werthen Anverwandten Hrn. Oheim und Frau Ruhme Richter bitte meine ehrebetige Empfehlung zu versichern.

Mit Ungeduld werde ich jeden Posttag eine Antwort von dir erwarten. Ach daß dich nur in Gedanken umarmen kan. Dein einziger, dein dich zärtlichst liebender

Bruder J. H. Kant.

Scheden, d. 3ten Julii 1773.

Meine Adresse ist à Scheden p Frauenburg.

Dieser Brief gehört in den 11jährigen Abschnitt von J. Kants Leben, wo dieser, mit dem Aufbau seiner kritischen Philosophie beschäftigt, außer einem kleinen Aufsatz von den verschiedenen Racen der Menschen nichts öffentlich erscheinen ließ. Von seiner damaligen Gedankenarbeit legen auch die Sätze Zeugniß ab, die er nach seiner Gewohnheit auf dem leergebliebenen Raum der letzten Seite des Briefes aufgezeichnet hat:

Alle Moralitet besteht in der Ableitung der Handlungen aus der idee

des subjects (?) nicht aus der Empfindung. Die idee ist allgemeingültig sowohl aus den Zwecken (abstrahendo), als aus den Beziehungen (combinando) auf alle.

Die Quellen aller Erfahrungserkenntnis (?) sind transcendental. Es sind Anticipationen —

Der Herzog Peter ließ, unaufgefordert von der Ritter- und Landschaft, den auf dem Landtage vom 19. August 1772 versammelten Deputirten der Ritterschaft bekannt machen, daß er im Begriff stehe, ein akademisches Gymnasium zu errichten und aus Staatsmitteln zu fundiren. Im Januar 1773 widmete der Herzog das von dem Fürstenhause ehemals bewohnte Palais in Mitau für immerwährende Zeiten der neuen Anstalt, in demselben Jahre schon erschien der von Sulzer verfaßte Entwurf der Einrichtung des neugestifteten *gymnasii academici* (K. Dannenberg zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau. Mitau 1875. S. V, VII).

Ueber die Unterstützung seiner Schwester seit 1768 spricht Kant in dem Briefe vom 17. Dec. 1796 (s. unten). Es blieben bei dem Tode des Vaters außer den Brüdern noch drei Schwestern nach, von denen die älteste, Regina Dorothea, um 5 Jahre älter als Immanuel, die anderen beiden, Maria Elisabeth und Katharina Barbara, aber jünger waren und nach dem Alter zwischen den Brüdern standen. Sie dienten anfänglich und waren nachmals an Handwerker verheirathet¹. Ueber Kants Beziehungen zu ihnen handelt H. B. Jachmann, Immanuel Kant, geschildert in Briefen an einen Freund. Königsberg 1804. S. 100 ff. (S. auch Borowski S. 136 f.)

Von Joh. Heinr. Kants weiterem Ergehen berichtet ein Brief desselben aus dem Jahre 1775, der uns zeigt, daß auch für ihn die lange Wartezeit mit der Erlangung einer festen Stellung abschloß.

Mein liebster Bruder! Es wird ein Jahr, wenigstens ein Jahr seyn, daß ich keine Zeile an dich geschrieben und keine von dir gesehen habe. Du wirst mich sehr und mit Recht getadelt haben. Ich bin an die Mitausche große Schule als *Conrector placiret* worden, ohne dir davon Nachricht zu geben. Nun dieses war Nachlässigkeit, zum Theil aber auch überhäufte Geschäfte, die mich immer daran verhindert haben. Jetzt habe ich die wichtigste Veränderung meines Lebens gemacht, ich bin verheyrathet. Die Einkünfte meines Posten sind mäßig, sie reichen nur eben zu, die Bedürfnisse des Lebens damit zu bestreiten, und dennoch habe ich einen Schritt gewagt, den man sonst nicht thut, ohne noch etwas mehr als *aisances* zu haben oder sie sich selbst durch die Heyrath zu verschaffen. Meine Freundin hat viel äußere Reize und einen lebenswürdigen Character, aber kein Vermögen, und doch

¹ Auch die beiden älteren, wie aus diesem Briefe zu ersehen; es ist also ein Irrthum, wenn Schubert sagt: die ältere starb unverheirathet (S. 16).

habe ich sie gewählt, bloß aus Liebe gewählt und hoffe an ihrer Hand durch alle Klippen des Lebens zufrieden und glücklich durchzukommen.

Du, mein liebster Bruder, mußt Heiterkeit und Gemüthsruhe in Zerstreuungen der Gesellschaft suchen, du mußt deinen kränklichen Körper den Niethlings-Sorgen frembder Leute anvertrauen. Ich finde die ganze Welt in der zärtlichsten Freundin meines Herzens, die meine Freuden und meine Bekümmernisse mit mir theilet und gewis, wenn ein herannahendes Alter seine Lasten mitbringt, sie mit der liebreichsten Pflege erleichtern wird. Ich bin glücklicher als du, mein Bruder. Laß dich durch mein Beshpiel bekehren. Der Celibat hat seine Annehmlichkeiten, so lange man jung ist. Im Alter muß man verheyrathet seyn oder sich gefallen lassen, ein mürrisches trauriges Leben zu führen. Theile meine grosse Veränderung meinen sämmtlichen Geschwister mit, ich grüße sie alle auf das zärtlichste. Von dir erwarte ich so bald als möglich eine recht detaillirte Nachricht von deinem ganzen Zustande. So nachlässig ich auch bisher im Schreiben gewesen, so will ich mich doch von diesem Fehler bessern und nie aufhören zu seyn mit warmem Gefühl der Liebe

dein ergebener Bruder Kant.

Mitau, d. 13. May 1775.

Sie werden mich für eine verwägene Frau halten, daß ich es wage, an einen Mann zu schreiben, den ich noch nicht persöhnlich kenne, allein Sie sind der Bruder meines Mannes und also auch der meinige, dieses ist meine Rechtfertigung. Geben Sie es mir doch schriftlich zu erkennen, daß Sie mich mit dem Nahmen einer Schwester beehren wollen. Die zärtliche Liebe, die ich meinem Mann widme, machet mir die feurigste Freundschaft gegen Sie zu meiner angenehmen Pflicht. Ich werde nie aufhören zu seyn

Ihre ergebenste Schwester Maria Kant, gebohrne Havemann.

Die Stelle eines Conrectors an der großen Stadtschule in Mitau erhielt zuerst im August 1774 Karl August Rütner, dieser rückte aber noch vor Schluß des Jahres zum Rector auf. Für den nun wieder erledigten Platz wurde Johann Heinrich Kant ersehen. Am dritten Ostertage 1775 ist er zu Muischazcem mit der Schwägerin des dortigen Pastors Lupschewitz durch den Pastor Därmer aus Kultringen getraut worden¹. Als Rütner schon nach Jahresfrist die Leitung der Schule aufgab, da er eine Professur an dem Petrinum übernahm, trat Kant als Rector an seine Stelle (wohl noch Ende 1775), eine Wahl, die als eine glückliche bezeichnet wird, da noch Mancher in späteren Jahren seines gründlichen Unterrichts mit dankbarem Vergnügen sich erinnern konnte².

¹ Nach dem dortigen Kirchenbuch, wie mir Dr. Otto gefällig mitgetheilt hat.

² S. B(itterling) in Reckes Wöchentl. Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lectüre in Rußland. Bd. 1. Mitau 1805. S. 139. Kants Nachfolger als Conrector

Auf die Vorstellungen seines Bruders, der Ehelosigkeit zu entsagen, ist Kant bekanntlich nicht eingegangen. Oft genug ist schon bei seinen Lebzeiten die Frage aufgeworfen, warum er nicht eine Ehe geschlossen, da er doch dem weiblichen Geschlechte seine Achtung nicht versagte, dem Umgang mit diesem nicht auswich und jüngeren Männern selbst zum Ehestand rieth. Daß auch ihm der Gedanke zu heirathen nicht fremd geblieben ist, er sogar zweimal sehr bestimmte Absicht dahin gehegt habe, versichern zwei Männer, die ihn nahe genug kannten¹. Beide Male soll es aber nicht zu einer Erklärung gekommen und die ins Auge gefaßte Person aus Kants Gesichtskreis geschwunden sein. Es war, wie Kuno Fischer einleuchtend dargelegt hat, doch wohl Kants innere Natur zu sehr für die geistige Arbeit bestimmt, als daß es ihm möglich gewesen wäre, neben derselben noch der Liebe und dem Familienleben dauernd Raum zu geben. Die Besorgnisse wegen der Pflege im Alter, dessen Druck er freilich schwer zu tragen hatte, erfüllten sich für Kant zum Glück nicht, da ein treuer Anhänger, der Prediger Wasianski, und die einzige damals noch lebende Schwester sich mit liebender Hingebung des hilflosen Greises annahmen und ihn den Miethlingshänden seines alten Dieners entzogen.

Der nächste Brief folgt diesmal schon nach wenigen Monaten.

Liebster Bruder! Eine Gelegenheit wie diese, an dich zu schreiben, kann ich nicht vorbegehen lassen. Den Hrn. von Medem, der dir diesen Brief einhändiget, kenne ich schon von den ersten Jahren seiner Kindheit. Er ist der Sohn des Oberhofmeisters an unserem Hofe. Ein Jüngling, der ganz von dem Schlendrian des hiesigen Adels abweicht, aus Liebe zu den Wissenschaften, und nicht blos den Baron zu spielen, nach Leipzig geth. Du wirst in ihm gewis sehr gute Anlagen finden. Mache ihm aus Liebe zu mir (ich hoffe, daß es auch aus Achtung für seinen persönlichen Character geschehen wird) seinen Aufenthalt in Königsberg so angenehm, als es deine Geschäfte und Verbindungen nur erlauben wollen. Mir hat der Entschlus zu heirathen noch nicht gereuet. An der Seite einer lieben Freundin bin ich bey einer sehr frugalen Mahlzeit weit glücklicher, als ich es je an den üppigen Tafeln des stolzen Adels gewesen. Gibt es denn keine Ferien auf eurer Universität? Komm auf einige Wochen nach Mietau und sieh, wie zufrieden

war Christian Aug. Köhler, dessen Bestätigung die mitauischen polit. u. gel. Zeitungen im 4. Stück des J. 1776 melden.

¹ Borowäki, S. 146. Heilsberg in Reiches Kantiana (Königsberg 1860) S. 51. Diese Episode ist novellistisch von A. Schröder bearbeitet (aus J. Kants Leben: Kunst und Leben, ein neuer Almanach für das deutsche Haus. 3. Bd. Stuttgart 1880), s. Altpreuß. Monatschr. XVIII. 137 f. — Aus der Tradition ist noch etwas über eine Liebe Kants von Bobrik in der Altpreuß. Monatschr. XIV, 608 (1877) mitgetheilt worden.

dein Bruder mit seiner Mariane lebt. Doch einen solchen verhärteten Garçon wie du bist, wird ein Beyspiel ehelicher Zärtlichkeit nicht rühren. Wir haben auf unserer Academie Leute, die einer Univerſität Ehre machen würden, an kleinen Tracasserien fehlt es aber auch nicht, und diese divertiren den uninteressirten Zuschauer ungemein. Meine Lebensart ist übrigens sehr einsam, ich habe meinen ganzen Tag mit Lehrstunden besetzt und alle mein Haus mit Kostgängern angefüllt, und das ist nothwendig, um ehrlich durchkommen zu können. Mein verehrungswürdiger Hr. Vetter Richter, meine Tante und meine Schwestern müssen es mir vergeben, daß ich noch nicht an sie geschrieben, wo nehme ich Zeit dazu her? Nächstens will ich dieser Pflicht Genüge thun. Bis dahin empfehle ich mich in diesem Blatte ihrem Herzen. Meine Frau überschießt dir einen schweſterlichen Kuß, und ich bin mit dem aufrichtigsten Herzen

Dein getreuer Bruder Kant.

Mietau d. 16. Aug. 1775.

Der an Immanuel Kant empfohlene junge Edelmann, dessen Abreise nach Deutschland diesen Brief veranlaßt hat, war Friedrich Georg von Medem, Sohn des kgl. polnischen Kammerherrn und Geheimraths Otto Ernst. Er war 1757 geboren und wurde in die Leipziger Univerſitätsmatrikel am 9. Mai 1776 eingetragen, muß also vorher noch längere Zeit auf Reisen oder ein Semester an einer anderen Univerſität (Königsberg?) zugebracht haben. Er ist als Arrendator zu Raikowa in Weißrußland gestorben¹.

Joh. Heinr. Kant hatte während seiner langen Hauslehrerarbeit wohl hinreichend Bekanntschaft mit dem kurländischen Adel gemacht, um als competentere Zeuge über den herrschenden Schlendrian zu erscheinen. Was das Leben der jungen Kurländer auf Univerſitäten angeht, so stimmen mit den Andeutungen unseres Briefes die Aeußerungen eines andern Hrn. v. Medem, des früh verstorbenen Bruders der Charlotte Elisa von der Recke, die sich in einem Schreiben an diese Schwester aus Straßburg vom 24. Dec. 1777 finden²: „Ich habe viel mit diesem würdigen Greise (dem Baron Taube) von der hiesigen Lebensart vieler Deutschen gesprochen. Gewiß, du kannst dir nichts Traurigeres denken. Es ist beklagenswerth, wie so Viele sich und ihre Zeit verderben. Kranke Seelen, franke Körper, leere Köpfe, leere Beutel bringen sie, die künftig Stützen unsers Staates sein sollen, nur allzu oft nach ihrem Vaterlande zurück. Ich wäre der Meinung, daß die Väter unseres Landes besser thäten, ihre Kinder gar nicht aus den Grenzen des Vaterlandes zu lassen; wenigstens könnten wir uns dann eine gesündere Nach-

¹ Die Auskünfte aus der Medem'schen Stammtafel verdanke ich Hrn. V. Arbusow, aus der Leipziger Univerſitätsmatrikel Hrn. Univerſitätsrath Dr. Mätzer in Leipzig.

² Bessigs Leben des Grafen F. F. v. M. nebst seinem Briefwechsel . . . Straßburg 1792. 2, 141 (Taube nach S. 167).

kommenschaft, einen reicheren Staat und unverdorbene Sitten versprechen; denn kaum kannst du dir, Liebste, das zügellose Leben unserer jungen Herren vorstellen! Wenn ich so in Gedanken diesen ihren Kreis durchlaufe und dann an unsere Doris' und alle guten Mädchen unseres Landes denke, so blutet mir das Herz. — Großer Gott! keiner von ihnen arbeitet darauf, die Tugenden eines Hausvaters und Ehemanns in sich zu vervollkommen. Was Wunder, daß es so traurige Ehen giebt!“ — In ihrer Antwort (18. Jan. 1778) schreibt Lotte: „Unserm Lefort und dem jungen Kopp las ich deinen herrlichen Brief vor; wie freuten sie sich deiner! — Deine Betrachtung über manche unserer jungen Landsleute hat dir Kopp's ganze Hochachtung erworben.“ — Es gab also doch tiefer und ernster angelegte Persönlichkeiten, von denen in J. H. Kants Briefen ebenfalls einige genannt werden, und selbst Medem konnte nicht umhin, aus seinen Straßburger Beobachtungen ein paar Beispiele der besseren Art zu rühmen. „Der Oberste von Hahn,“ schreibt er am 4. Febr. 1778, „ist ein trefflicher Mann und wird wahrhaftig von vielen unserer Landsleute mit Undank belohnt. — Der jüngste Nolde ist ein erguter Junge, ein denkender Kopf und kurz ein Mensch, der Kurland Ehre macht. — Der jüngste Bruder des Obersten Hahn ist auch ein Mensch von gutem Herzen, gutem Willen und Fleiß, der Umgang seiner klugen Schwiegerin trägt viel zu seiner Bildung bei.“

Eine drastische Schilderung seiner jungen Landsleute in eben so ungünstigem Sinne wie der Brief Medem's und noch bitterer giebt einige Jahre später aus Kurland selbst einer der gebildetsten Männer der höheren Gesellschaft in einem Briefe an Immanuel Kant: der Graf Heinrich Christian von Kehlerling¹.

Die höhere Bildungsanstalt, die in Mitau am 29. Juni 1775 prunkvoll eröffnet worden war, entsprach gewiß einem Bedürfnisse des Landes, konnte aber schwer der doppelten Aufgabe, zugleich Gymnasium und Akademie zu sein, genügen. Zudem lag es auch an persönlichen Verhältnissen, worauf der obige Brief hindeutet, daß es nicht zu den gewünschten Erfolgen kam. Einer der neuberufenen Lehrer, dem der Herzog und die Bildung erstrebende Gesellschaft mit besonderem Wohlwollen und großen Erwartungen entgegen kamen, der aber schon in dem Jahre der Eröffnung als eine noch nicht ausgereifte Frucht hinsank, war der schwäbische Dichter Gottlob David Hartmann, dessen Andenken aus langer Vergessenheit jüngst in einem Lebensbild wieder erweckt worden ist². Als Professor der Philosophie durch Sulzer für

¹ von Sieben.

² „Balt. Monatschrift“ Bd. 26, 282 ff. Großblieben d. 29. Dec. 1782. — Der Ort ist in dem Abdruck nicht richtig wiedergegeben.

³ W. Lang, Von und aus Schwaben. 7. Heft. Stuttgart 1890. Goethejahrbuch 9, 128—184. 1888. Fr. Waldmann in der Dünazeitung 1893 Nr. 2—7. Der Brief an Kant vom 4. Sept. 1774 daselbst Nr. 15.

Mitau vorgeschlagen, lernte er auf der Reise dahin in Königsberg Kant kennen und suchte später von der kurländischen Hauptstadt aus mit diesem in Verbindung zu bleiben. In einem Briefe, der sich in Kants Nachlaß erhalten hat, theilt er auch Einiges von der neuen Anstalt mit. Die kleinen Tracasserien fallen gerade ihm zur Last, denn er erhob gegen einen älteren Collegen Ansprüche auf das Prorectorat und bestritt die Machtvollkommenheit des zeitigen Prorectors. Aus seinen Briefen an die Schweizer Bodmer und Lavater erfahren wir, wie geringe Achtung er vor einigen seiner Collegen hegte, und leider begegnet uns auch bei ihm der Ausspruch: Unsere Jugend ist äußerst roh, und das macht Verdruß und Sorge (an Bodmer 10. April 1775). Ein unparteiischer Zeuge, dem es sicher nicht an Interesse für die Anstalt und ihre Lehrer fehlte, Sulzer selbst, spricht sich in ähnlichem Sinne wie J. H. Kant in einem Briefe an den nemlichen Bodmer, dem Hartmann einige Tage zuvor sein Herz ausgeschüttet hat, über ihn und seine Genossen aus. „Hartmann ist noch immer unruhig, in seinen Urtheilen voreilig und verwegen. Er will noch nicht begreifen, daß er ein berufener Diener eines Fürsten ist, der ihn zu keinem unedlen Geschäfte berufen hat, es so auszuführen, wie der vernünftige Plan des Fürsten es erfordert. Er will selbst Pläne machen und an Seilen ziehen, die man nicht ihm, sondern Andern in die Hände gegeben. Ich habe genug zu thun, zu verhindern, daß diese hitzigen jungen Leute den Herzog nicht ungeduldig machen. Aber dieser Fürst hat wirklich Achtung für sie und duldet ihr oft ungestümes Betragen.“¹

Als nach Hartmanns Tode (5. Nov. 1775) wieder ein Professor der Philosophie nöthig wurde, erging der Ruf an keinen Geringeren als Immanuel Kant; an Stelle des Jünglings, der erst Philosoph werden sollte, berief man denjenigen, der schon damals der erste Vertreter der Philosophie war. Aber, wenn nicht andere Gründe, mußte ihn die Arbeit an seinem kritischen System damals von einem Wechsel der Stellung abhalten, und trotz eines ihm gebotenen sehr reichen Gehalts erfolgte sofort eine Ablehnung². Die Momente, die der folgende Brief hervorhebt, konnten am wenigsten einen bestimmenden Einfluß üben.

Liebster Bruder! Wir haben uns denn alle vergebens gefreut, dich in Curland zu besitzen? Du kommst nicht, wie man mir sagt. Das ist nicht

¹ Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gessner. Hrsggeg. von W. Körte. Zürich 1804, S. 419.

² Kant selbst erwähnt den Ruf nach Mitau bei Borowski S. 38. Rink S. 39, Schubert S. 58 (der keine Quelle anführt). Die Tradition von dieser Berufung hat sich in Mitau erhalten, etwas Schriftliches war Dannenberg, den ich darüber befragt habe, aber nicht zu Gesicht gekommen. — Der zweite Professor der Philosophie in Mitau war Starck aus Königsberg mit 800 Thalern Alb. Gehalt, was Kants Einkommen weit überstieg.

recht — Du würdest hier einen Bruder gefunden haben, der dich liebt, und eine Schwägerin, die dich zu kennen wünschet und es verdient, von dir geliebt zu werden. Diese kleine Liebenswürdige fährt noch immer fort mich glücklich zu machen. Sie machte mir am 15. Januar ein sehr angenehmes Geschenk, das mir desto angenehmer war, weil wir beyde bis auf den letzten Augenblick unwissend waren und recht eigentlich surpriniret wurden. Nichts mehr oder weniger als eine kleine Tochter, die von der verwitweten Pastorin Müllner, der Schwester deines vormahligen academischen Freundes Bloemer¹, zur Taufe gehalten ward und die Namen Amalia Charlotte bekam. Ich bevollmächtigte einen von den Taufzeugen deine Stelle zu vertreten und lies dich in das Kirchenbuch mit eintragen. Noch eine kleine Verbindlichkeit mehr deine kleine Cousine zu lieben, die recht wohl gebildet und munter ist und zu leben verspricht. Ich empfehle also mein Mädchen dem Wohlwollen ihres Vetter. Für die Erhaltung unsres Namens werde ich bey der 2ten Auflage sorgen. Mein Weibchen wird es doch noch einmahl bey mir auswürfen, daß ich sie nach Königsberg führe und sie dir und unsren Verwandten vorstelle. Wenn dieses aber auch nicht geschehen könnte, so verlanget sie doch auch abwesend, auch unbekant deinem Herzen werth zu seyn. Ich empfehle mich, meine Frau und mein liebes Kind unserem lieben Vetter und Muhme Richter und unseren Schwestern bestens. Schreibe doch nächstens, es kan dir wohl nur eine Viertel Stunde kosten, und die ist nicht übel angewandt, wenn sie dem gewidmet wird, der recht aufrichtig ist

dein getreuer Bruder Kant.

Mitau, d. 21. Januar 1776.

Die Mahnung am Schluß dieses Briefes hat wahrscheinlich so wenig gewirkt wie die früheren, und so kehren dieselben Versicherungen, Anfragen und Erinnerungen in dem nächsten Briefe vom 4. Januar 1778 wieder. Mitau streckte vor 3 Jahren, heißt es darin, die Arme nach dir aus, war es Vaterlandsliebe, oder was war es, daß du nicht kommen woltest? —

Ja, mein lieber Bruder, ein Brief, der Nachrichten von allem diesem enthält, wird mir so angenehm seyn als einem jungen Studenten ein Wechsel, wenn ihn seine Gläubiger plagen.

Ich bin noch immer Rector, das heißt auch Zeitlebens zur Galere condemnirt. Doch giebt mir Gott mein Auskommen. Hauptäschl. durch die kluge Wirthschaft meiner lieben Frau. Noch reuet es mich nicht ge-

¹ „Dieser war ein vertrauter Freund von Kant, wohnte mit ihm viele Zeiten in einer Stube.“ Heilsberg in Reiches Kantiana S. 48. „Er pflegte auch oftmals des verstorbenen geheimen Oberfinanzraths Bloemer als seines besten Jugendfreundes zu erwähnen, hegte noch in seinem Alter die zärtlichste Freundschaft für ihn und erhielt stets mit ihm einen freundschaftlichen Briefwechsel.“ Zachmann S. 76.

heyrathet zu haben. Die Liebe meiner treuen Gattinn und das Dafeyn 2 muntre Kinder ist auch bey der größten Bedrängniß Glückseligkeit. Ja, mein Bruder, ich habe wirklich 2 Kinder, die mir Gott schenkte, eine Tochter Charlotte von 2 und einen Sohn Eduard von einem Jahre. Ich empfehle diese kleinen dem Herzen ihres Vettern. Meine Frau, die dich so inbrünstig küßet, als es sich nur in Gedanken thun läßt, würde es ihrem Schwager sehr hoch anrechnen, wenn er auch nur wenige Zeilen an sie besonders schreiben wolte.

Auch diesmal irrte sich Joh. Heinrich Kant, wenn er glaubte, daß das Schicksal ihm nichts Besseres zgedacht hätte als ein Galeerenleben. Sein nächster Brief, freilich wieder erst nach einem Zwischenraum von Jahren, führt uns aus der kurländischen Hauptstadt an einen etwas abseits gelegenen ländlichen Aufenthalt und damit auf die letzte Station seiner Lebensbahn.

Liebster Bruder! Die meiner Frau übersandte Haus-Mutter¹ machte ihr eine desto frapantere Freude, da sie sich nun ganz fest einbildete, du hättest ihre dreyste Bitte übel genommen und würdest jetzt nicht weiter an sie denken. Aus diesem Buche will sie sich nun zu einer recht wackeren Landwirthin ausbilden, welches ist auch für mich ein neues Studium ist, da die Vorsehung mich auf meine übrige Lebensfrist von der Schule an den Pflug versetzt hat. Ich bin nun Prediger eines lettischen Kirchsprenghs von recht weitläufigem Umfange. Eine beträchtliche Anzahl der in dem angrenzenden Lithauen wohnenden Protestanten hält sich auch zu meiner Gemeine und fordert mich oft zu Excursionen bey ihren Kranken auf. Dieses Amt hatt also seine große fatiguen, die ich aber bey meinem durchweg gefunden und starken Körper nicht achte. Außerdem ist meine neue Situation weit angenehmer, als das lästige Schulamt war, das mich mit überhäuftten Arbeiten und bei sehr knap zugeschnittenem Einkommen zugleich mit Nahrungs- und Familien-Sorgen niederdrückte. Diese beyde habe ich 6 Jahre getragen, Gott sey für meine Ausspannung gedankt. Jetzt genieße ich Zufriedenheit, und meine Aussicht wird noch angenehmer werden, wenn ich mich erst aus dem Embarras von Schulden werde losgewickelt haben, die ich als ein angehender Landwirth, der Vieh, Pferde, Wagen und tausenderley Sachen nöthig hat, machen mußte.

Mein Pastorat ist von Mietau 6 und von Riga 10 Meilen entfernt, und nach der letzteren Stadt verführe ich meine Crescentien. Die Gegend, in der ich lebe, ist so reizend, daß ein Zeichner, der in Curland herumreisen wolte Büen aufzunehmen, diese gewiß nicht weglaßen würde. Meine Aecker sind fruchtbar, und bey meinem Hause ist ein schöner Garten, der in Curl.

¹ Die Hausmutter in allen ihren Geschäften. Leipzig 1778, 79. 3 starke Bände. (In der Bibl. der kurl. Gesellschaft f. Lit. u. Kunst.)

schon Aufsehen macht. Einen einzigen Fehler hat mein Aufenthalt, er ist beynahe ganz Umgangskleer. Meine Dioecese ist fürstl. Domaine, in welcher kein Adel wohnt. Doch Wirthschaft und Lecture lassen mich dieses Bede kaum fühlen. Mit meiner ehrlichen, häuslichen, liebevollen Frau lebe ich einträchtig und zufrieden. Und dieses häusliche Glück machen mir meine lieben Kinder vollends recht schmachhaft, zwey muntre, geistvolle Mädchen, Charlotte und Minna, und an die Stelle meines Eduards, den ich schon für einigen Jahren verlor, ein frischer Friedrich Wilhelm, welcher nun bald sein 1stes Jahr durchlebt hat. Das ist nun so eine flüchtig angelegte Squizze meiner gegenwärtigen Lage. Für deren Mittheilung ich dich recht sehr, mein Bruder, bitte, mir doch auch wieder einmahl etwas von deinem Gesundheitszustande, von deiner Zufriedenheit, von deiner litterarischen Wirksamkeit und dann auch davon Nachricht zu ertheilen, wie es unseren verehrungswürdigen Verwandten, Oheim und Tante Richter, und unseren Schwestern ergeht. So sehr bin ich doch nicht deparisirt, daß mir meine Vaterstadt, meine Geschwister und meine Verwandten ganz gleichgält geworden. Deine Critic der gereinigten Vernunft hat hier die Stimmen aller Denker, Rude donatus¹ wirft du als Autor doch wohl noch nicht seyn. Könnte denn wohl dein Bruder nicht auf den kleinen Vorzug Anspruch machen, zum voraus, ehe das Publicum dich liest, unterrichtet zu seyn, womit du es beschenken wilt. Lebe glücklich und heiter, mein Bruder, erfreue mich bald mit einem Briefe, auf den ich sehulich warte, und liebe deinen Bruder

Joh. Heinrich Kant.

Ultrahdensches Pastorat, d. 10. Sept. 1782.

Das Buch, welches Kant seiner Schwägerin zusandte, weist darauf hin, welche Thätigkeit er für die Frauen betonte. Er verlangte auch von den gebildeteren „Häuslichkeit und die mit der Häuslichkeit gewöhnlich verknüpfte thätige Aufsicht aufs Haus- und Küchenwesen. Gern kam er in der Unterhaltung mit solchen auf Angelegenheiten, die zu dem letzteren gehören, hin“ (Borowski). Es war also ganz nach seinem Wunsche gehandelt, wenn die Schwägerin in einer Nachschrift zu dem Briefe ihres Mannes verspricht, aus dem fürtrefflichen Werke, das ihr geschenkt worden, zu einer Professorin in der Wirthschaft sich ausbilden zu wollen.

Das Jahr 1781 bezeichnete in dem Leben beider Brüder eine Epoche. Immanuel Kant legte der Welt seine lange durchdachte Kritik der reinen Vernunft vor und gestaltete dann in einer Reihe von Schriften sein philo-

¹ Nach Hor. Ep. I, 1, 2. „Einen solchen Fechtstab (rudis) bekam der ausgediente Gladiator als Anerkennung seiner Meisterschaft und Zeichen seiner Entlassung; übertr. auf jede Befreiung oder Entlassung von Diensten, Geschäften oder Verpflichtungen.“ (Sübker.)

sophisches System in seinen einzelnen Theilen aus, seinem Namen unsterblichen Ruhm sichernd. Der jüngere Bruder fand in ländlicher Abgeschiedenheit einen neuen Wirkungskreis, der ihn zwar dem geistigen Leben nicht ganz entrückte, aber doch mehr als früher isolirte, und widmete seine Kraft nur dem engen Kreise seiner Familie und seiner Gemeinde¹. So vergingen wieder Jahre. In Kurland wurde wohl auch etwas bekannt von dem neuen Geisteslicht, das von Königsberg ausstrahlte, auch bei dem altrahdenschen Pastor, der sich und seine ehrliche Familie, wie er sich ausdrückt, frugalement und genügsam von seinem Acker nährte:

rusticus abnormis sapiens crassaque Minerva².

Der Eine trat schon in das siebente, der Andere in das sechste Jahrzehnt seines Lebens. Nach Jahren klopft dieser wieder einmal in Königsberg an, als der Sohn des reformirten Predigers in dem Radziwilschen Städtchen Birsen, Labowsky, seiner Studien wegen nach Deutschland reist. Wir sind beyde alt, schreibt er am 21. Aug. 1789, wie bald geht einer von uns in die Ewigkeit hinüber; billig also, daß wir beyde einmahl daran denken, der hinter uns liegenden Jahre [uns] wieder erinnern, mit dem Vorbehalt, in der Zukunft dann und wann (möge es auch selten geschehen, wenn nur nicht Jahre oder gar mehr als Lustra darüber verfließen) uns zu melden, wie wir leben, *quomodo valemus*. — Neben seinen Amtsgeschäften nimmt ihn der Unterricht seiner Kinder, deren Zahl auf vier angewachsen ist, in Anspruch. Am Schlusse treten diese der Reihe nach auf, um ihren verehrungswürdigen Herrn Oncle zu begrüßen.

Endlich, aber noch nicht durch diese Erinnerungen bewogen, widmet auch der so oft gemahnte dem fernen Bruder einige Zeilen der Theilnahme, und es scheint sehr wahrscheinlich, daß dies überhaupt (nach 1763) das erste Mal gewesen ist³.

Lieber Bruder! Bey dem Besuche, den Ueberbringer dieses, Hr. Reimer, ein Verwandter von deiner Frau, meiner werthen Schwägerinn, bey mir abgelegt hat⁴, ermangle ich nicht, was sich meiner überhäuftten Beschäftigungen wegen nur in außerordentlichen Fällen thun läßt, mich bey dir durch einen

¹ Er wurde ordinirt 2. Februar 1781: Kallmeyer, Die evangel. Kirchen und Prediger Kurlands, bearb. von G. Otto. Mitau 1890.

² Hor. Sat. II, 2, 3.

³ Dieser Brief und der vom J. 1803 (S. u.) finden sich jetzt in der königlichen Bibliothek zu Berlin (McC. Mf. 4262). Von einer Enkelin des Pastors Kant, Baronin Adelheid von Korff, geb. v. Stuart, wurden beide dem König Friedrich Wilhelm IV. am 24. December 1855 nebst einer von Kant herstammenden Tabaksdose verehrt und von jenem der kgl. Bibliothek überwiesen. Der Gefälligkeit des Hrn. Bibliothekars Professor Dr. L. Chr. Stern habe ich Abschriften zu danken.

⁴ Dorothea Elisabeth Havemann war in erster Ehe mit dem Pastor Georg

Brief in Erinnerung zu bringen. Unerachtet dieser scheinbaren Gleichgültigkeit habe ich an dich, nicht allein solange wir beyderseitig leben, oft genug, sondern auch für meinen Sterbefall, der in meinem Alter von 68 Jahren doch nicht mehr sehr entfernt seyn kan, brüderlich gedacht. Unsere zwey übrige, beydes verwittwete, Schwestern sind, die älteste, welche 5 erwachsene und zum Theil schon verheuratete Kinder hat, gänzlich durch mich, die andere, welche im Sct. Georgenhospital eingekauft ist, durch meinen Zuschuß versorgt. Den Kindern der ersten habe, bey ihrer anfänglichen häuslichen Einrichtung, meinen Beistand, und auch nachher, nicht versagt¹; so daß, was die Pflicht der Dankbarkeit, wegen der uns von unseren gemeinschaftlichen Eltern gewordenen Erziehung fordert, nicht versäumt wird. Wenn Du mir einmal von dem Zustande Deiner eigenen Familie Nachricht geben willst, so wird es mir angenehm seyn.

Uebrigens bin ich, in Begrüßung meiner mir sehr werthen Schwägerinn, mit unveränderlicher Zuneigung
Dein treuer Bruder J. Kant.
Königsberg, d. 26. Januar 1792.

Obgleich Kant mit seinen Schwestern keinen Umgang unterhielt, so sehen wir doch, daß er auch ihnen gegenüber der Pflicht des Beistandes sich bewußt war, einer Pflicht, die er als Dankbarkeit gegen die Eltern, die sie ihm hinterlassen, auffaßte. Schon gleich nach seinem Tode haben die ihm näher Bekannten (Borowski, Zachmann, Wasianski) diese im Stillen geübten Unterstützungen hervorgehoben. Am 29. August 1791 hat er sein Testament im Stadtgericht niedergelegt. Das Unsrige, äußerte er etwa um diese Zeit gegen Borowski, gehört durchaus unseren Verwandten; ich werde keine anderen als die ganz gewöhnlichen Einrichtungen mit meinem Vermögen machen².

Man wird nach allem Früheren sich leicht vorstellen, wie sehr der Brief, die Erfüllung seines lange gehegten Wunsches, Johann Heinrich willkommen seyn mußte, obwohl er in seiner lakonischen Form doch von dem

Wilhelm Reimer in Muischazeem († 1769) verheirathet, in zweiter mit dessen Nachfolger Lupschewig. Sie war eine Schwester der Pastorin Kant (s. o.).

¹ „Mir ist es bekannt, daß er seinen Schwestertöchtern bei ihrer Heirath hundert Reichsthaler zur ersten Einrichtung gab, weil er ihnen dadurch zum eigenen leichteren Broterwerb verhelfen wollte. Bei Krankheitsfällen sorgte er dafür, daß mein Bruder sie als Arzt besuchte.“ Zachmann S. 103.

² Borowski S. 137 (1804): Es sind gerade 14 Jahre, da ich bei einem Besuch seine mir schon damals merkwürdigen Aeußerungen über letzte Willensmeinungen, Vermächtnisse und dgl. aus seinem Munde hörte. — Das Datum des ersten Testaments ist aus dem Eingang des späteren zu ersehen. — Er pflegte ehedeh oft sehr unwillig zu werden, wenn er hörte, daß irgend ein Verstorbener seine nächsten Verwandten, die, wie er sagte, doch darauf ihre Hoffnung gebauet, durch seine letzte Verordnung beeinträchtigt hatte. Rink S. 79.

herzlichen Ton, den dieser anzuschlagen pflegt, sich sehr unterscheidet. Hören wir ihn selber, wie er seinen Gefühlen Ausdruck giebt und von sich und den Seinigen Mittheilungen macht.

Lieber Bruder! Dein Brief vom 26. Januar a. e. ward mir von Reimers den 3ten Febr. eingehändigt. Es war mir ein festlicher Tag, an dem ich einmahl wieder die Hand meines einzigen Bruders und den Ausdruck seines gegen mich wahrhaftig brüderlich gesinnuten Herzens sah und mit rechtem Freuden-Gefühl genoß: mein gutes Weib, die dich, obgleich persönlich unbekannt, recht innig liebet und ehret, trat ganz in meine Empfindungen ein, die sich auch meinen guten, dich aufrichtig liebenden und ehrenden Kindern recht lebhaft mittheilten.

Deine liebevolle Versicherung, du habest auf den künftigen Sterbefall — ferne möge er noch seyn — brüderlich an mich gedacht, bewegte uns alle bis zu Thränen. Dank — herzlicher Dank dir, mein Bruder, für diese Erklärung deines Wohlwollens; meinem treuen Weibe und meinen wahrhaftig gut gearteten Kindern möge das, was du uns von deinem Vermögen so gütig zugedacht hast, dereinst zu Theil werden, wenn ich einmahl der wahrscheinlichen Regel nach sie hinter mich gelassen habe. Glaube mir — wenn ich dir noch ein recht langes Leben wünsche, so ist dieser Wunsch wahr — er liegt lebendig in meiner Seelen.

Ich genieße freudenvoll den Ruhm mit, den du dir als Weltweiser erster Größe, als Schöpfer eines neuen philosophischen Lehrgebäudes erwirbst; Gott lasse dich doch die Vollendung deines Werks und seine Ausbreitung außer Deutschland, über den Rhein und über den Pas de Calais erleben. Im 68ten Jahre scheint man freilich schon mehr am Ziel zu stehen — aber so oft ich ein Gelehrten-Lexicon durchblättere, finde ich auf allen Seiten so viele Schriftsteller, die über 80 hinausgegangen sind, daß ichs als bekannt annehme, ein hohes Alter sey *caeteris paribus* das glückliche Loos der Denker — und Gelehrten, und dabey hoffe, dieses Loos werde auch dir, mein Bruder, zu Theil werden: daß du schwächlich und *valetudinair* bist, irrt mich in meiner Hypothese nicht — Fontenelle war es von Kindheit an und erreichte doch beynahe 90¹. Ich jetzt in meinem 55sten Lebensjahre, bey einer Gesundheit, die nie wankte, noch in voller Lebenskraft, wünsche noch etwa 15 bis 20 Jahre zu leben, damit die Meinigen bey meinem Tode nicht ganz leer ausgehen mögen. Im vorigen Jahre endigte ich die Bezahlung meiner Schulden, die ich als Rector in dem theuern — theuern

¹ Er starb den 9. Januar 1757 mit völligem Bewußtsein im hundertsten Jahre seines Alters, ein Vorläufer eines berühmten französischen Akademikers unserer Tage. Seine Brust war immer leidend, aber sein Magen desto stärker — anders als bei Kant.

Mitau machen mußte — und nun soll der Ueberschuß der Einkünfte meines Amtes, das mich nähret, Weib und Kindern aufgespart werden.

Meine Lage war nie so gut, daß ich etwas für meine armen Schwestern thun konnte, und desto lebhafter danke ich dir, mein Bruder, daß du alles für sie gethan hast. Du willst, mein Bruder — und das ist sehr lieblich von dir — meine Familien-Geschichte wissen. — Hier ist sie. Seit 1775 mit einem guten Mädchen ohne Vermögen verheirathet, habe ich 5 lieben Kinder gezeuget — mein guter Sohn Eduard ward nur 1 Jahr alt. 4 leben noch und versprechen mir lange zu leben und herzlich gute Menschen zu werden. Meine älteste Tochter Amalia Charlotte, seit dem 15. Januar 16 Jahre alt: ein lebhaftes, aber wißbegieriges Mädchen und emsige Buchleserin. Minna wird den 24ten Aug. 13 Jahre haben — sie verbindet mit einem stillen Character gute Naturgaben und eine unverdroßene Emsigkeit.

Friedrich Wilhelm — d. 27. Novbr. 11 Jahre — bieder und gutartig — ein Israelite, in dem kein Falsch ist — er wird gewis nie eine andere Linie betreten, als die gerade von einem Punkte zum andern.

Henriette d. 5. Aug. 9 Jahre — voller Feuer bey dem besten Herzen.

Diese guten Kinder unterrichte ich izt selbst. Denn der Versuch, adelige Kostgänger und mit ihnen 2 Hauslehrer hinter einander zu halten, mislang mir gänzlich. — Lehder sieth nichts in Curland so schlecht aus als die Erziehung der Jugend. — Die Leute — die sich als Hauslehrer durch Empfehlung einschleichen, — sind oft wahre Adepten, — sie versprechen goldene Berge und zeigen sich am Ende als unwisende Betrüger. So gings mir auch.

Lebe ich, und schenkt mir Gott die Mittel dazu, so wird mein Junge ein Wundarzt — aber studiren soll er die Chirurgie und nicht in einer Constrina Handwerksmäßig erlernen — dieses Fach kann ihm noch in seinem Vaterlande Brod geben, denn mit der Theologie wäre es zu mislich für ihn, da hier so viele auf der Expectanten-Bank sitzen — davon über $\frac{1}{3}$ im Schulstaube verschmachtet. Oncle und Tante Richter werden wohl beyde schon in der Ewigkeit seyn. — Sie waren mir väterl. und mütterl. Wohlthäter und Pfleger, ich segne ihr Andenken. — Sit illis terra levis. — Gelegentlich bitte ich ihrem nachgelassenen Sohne, meinen Vetter Leopolden, herzlich von mir zu grüßen und ebenso aufrichtig meine guten Schwestern und ihre Kinder, meine Frau und Kinder vereinigen sich in diesem Gruß mit mir, — jede Nachricht, daß es ihnen wohl geth, wird mir erfreulich seyn. Meine Frau ist nicht wenig stolz darauf, daß du sie in deinem Briefe als deine werthe, liebe Schwägerin begrüßest, sie umarmet dich und danket nachmahls recht lebhaft für das grosse oeconomische Werk, Die Hausmutter,

das du ihr vor einigen Jahren zum Geschenke überschicktest, — das Buch ist ihre Encyclopaedie. Meine Kinder wollen sich durchaus dem Gedächtniß ihres Oncles einverleiben — ehe du dich versiehst, hast du einen Brief von ihnen, der dir freilich zum Durchlesen nicht so viel Zeit stehlen wird, als der meinige — er wird kürzer seyn. — Verzeihe mir diese weitläufige Schreiberei — mein Herz riß meine Feder fort — und dieses Herz saget dir — daß ich aufrichtig bin dein

dich liebender treuer Bruder J. H. Kant.

Altrahden, d. 8. Febr. 1792.

Ein Schreiben der Kinder, wie es hier am Schlusse angekündigt wird, liegt aus späterer Zeit (19. Aug. 1795) vor und erbittet von dem verehrungswürdigen Herrn Onkel ein sichtbares Andenken. „Etwas also, das die Vorstellung belebt — etwas, das Sie uns gewissermaßen gegenwärtig machen würde, eine Locke von Ihren ehrwürdigen grauen Haaren hätten wir doch sehr gerne — die würden wir in Ringe faßen lassen und uns so fest einbilden, wir hätten unsern Onkel bey uns — und uns bey dieser Täuschung recht glücklich fühlen. — Diese einmüthige Bitte können Sie uns gewähren, geliebtester Oncle —“

Von des Vaters Hand liegt nichts weiter vor. Doch besitzen wir noch den Wortlaut eines Briefes, den der ältere Bruder bereits aus der Zeit, wo seine akademische Lehrthätigkeit geschlossen war und er die 70 überschritten hatte, an den kurländischen Pastor gerichtet hat¹.

Lieber Bruder! Die Veränderungen, die in unserer Familie hiesigen Orts kürzlich vorgegangen sind, bestehen darin: daß deine ältere Schwester im vorigen Sommer nach einem langen Krankenlager auch mit Tode abgegangen und dadurch eine Pension, die ich ihr seit 1768 zu ihrem Unterhalt gab, vacant geworden, welche ich aber, aufs doppelte erhöhet, an die hinterlassene Kinder gegeben; wozu noch eine an die einzige noch lebende, im St. Georgenhospital sonst gut versorgte, Schwester Barbara kommt: so, daß ich keinen, weder von meinem Geschwister, noch ihren zahlreichen Kindern, deren ein Theil schon wieder Kinder hat, habe Noth leiden lassen und so fortfahren werde, bis mein Platz in der Welt auch vacant wird: da dann hoffentlich etwas auch für meine Verwandte und Geschwister übrig bleiben wird, was nicht unbeträchtlich seyn dürfte.

Meinen Nessen, namentlich der Amalia Charlotte, mache ich einen

¹ Der Brief befand sich 1864 im Besiß der verstorbenen Frau Dr. Hänßel in Libau, einer Enkelin des Pastors, und wurde in einer Abschrift damals Heide in Königsberg bekannt. Durch dessen Gefälligkeit bin ich im Stande ihn oben mitzutheilen. — Der zweite findet sich im Original in der Autographensammlung des kurländischen Provinzialmuseums Bd. II.

freundschaftlichen Gruß, — bitte Einlage zu bestellen und bin mit brüderlicher Zuneigung

Dein Dir ergebener J. Kant.

Königsberg, d. 17ten December 1796.

Die Einlage (2 Bl. 4., wovon nur die erste Seite den Brief enthält) trägt auf der vierten Seite die Adresse: An Herren Rickmann, Secretär des Bauskischen Kriegsgerichts in Bauske in Curland¹, und lautet:

Ew. Hochedelgeb. Verlobung mit meiner Cousine ist mir, theils nach dem Lobe von meinem Bruder, theils nach dem Characterzuge Ihres eigenen Briefes sehr angenehm. Da das Blut meiner beyden verehrten Eltern in seinen verschiedenen Abflüssen sich noch nie durch etwas Unwürdiges, dem Sittlichen nach, verunreinigt hat: so hoffe ich, Sie werden es ebenso bey Ihrer Geliebten finden, wozu ich dann von Herzen Glück wünsche.

Meine Zögerung mit der Antwort auf Ihre gütige Zuschrift werden Sie mir verzeihen, weil ich mit Geschäften, die ich nicht wohl unterbrechen kann, beladen bin und es sich im 73sten Jahr seines Alters nicht gut wieder einbringen läßt, wenn man aus der vorgezeichneten Bahn sich Abweichungen erlaubt hat.

Mit dem größten Vergnügen werde ich jede mir zukommende Nachricht von Ihrem beyderseitigen Wohlbefinden aufnehmen und bin mit Hochachtung und Verwandtschaftsneigung

Ihr ergebenster treuer Diener J. Kant.

Königsberg, d. 17. Dec. 1796.

Kants Tischgenossen aus den letzten Lebensjahren haben es bezeugt, mit welcher Bewegung der Greis von seinen Eltern gesprochen hat. Hier mögen als eine Aeußerung aus dem Jahre 1797 die Worte angeführt sein, die Kant selbst in einem Briefentwurf niedergeschrieben hat²: — außer den Descendenten meiner Geschwister ist (da ich selbst ledig bin) mein Stamm-
baum völlig geschlossen: von dem ich auch weiter nichts rühmen kann, als daß meine beiden Eltern (aus dem Handwerksstande) in Rechtschaffenheit, sittlicher Anständigkeit und Ordnung musterhaft, ohne ein Vermögen (aber doch auch keine Schulden) zu hinterlassen, mir eine Erziehung gegeben haben, die von der moralischen Seite betrachtet gar nicht besser seyn konnte und für

¹ Kriegsgericht ist in Kreisgericht zu verbessern. S. das Adreßbuch der kurl. Statthaltertschaft 1796 S. 25. 1799 war Karl Wilhelm Rickmann Secretär des Bauskischen Hauptmannsgerichts (Mit. Anzeigen 1799, S. 141), er starb 1830, 65 Jahre alt (Mittheilung von Hrn. Arbusow aus dem Bauskischen Kirchenbuch).

² Als Antwort auf das Schreiben des Bischofs Lindblom vom 13. Aug. 1797: Kants Briefe, herausg. von Schubert (sämmtliche Werke, 11. Theils 1. Abth.). Leipzig 1842, S. 174.

welche ich bei jedesmaliger Erinnerung an dieselbe mich mit dem dankbarsten Gefühle gerührt finde.

Die Wünsche, welche Joh. Heinrich Kant in Bezug auf die Lebensdauer ausgesprochen, gingen nur zum Theil in Erfüllung. Der Greis mit einem kränklichen Körper erreichte ein Alter, das zwar dem Fontenelles nicht gleichkam, aber das anderer deutscher Philosophen hinter sich läßt; Jener aber, der sich eines durchweg gesunden und starken Körpers gerühmt hatte, gelangte nicht dahin, die Erziehung seiner Kinder vollendet zu sehen und die Seinigen drückender Sorgen überhoben zu wissen.

Am 17. März 1800 brachte die Mitauische Zeitung folgende Todesanzeige:

Am zweyundzwanzigsten Februar dieses Jahres, des Morgens um sieben Uhr, starb mein innig geliebter Gatte, Johann Heinrich Kant, weiland Pastor zu Alt- und Neurahden, nachdem er an mancherley Zufällen, die zum Theil Folgen des ihn im Herbst 1798 betroffenen Anfalls eines Schlagflusses waren, gelitten hatte. Mit dem kummervollsten Herzen mache ich diesen für mich und meine Kinder unerseßlichen Verlust allen Verwandten und Freunden hierdurch schuldigt bekannt.

Maria, verwittwete Pastorin Kant, gebohrne Havemann.

Altrahden im Pastorat, d. 27. Febr. 1800.

Auch der Vater Kants starb im Alter von 63 Jahren, nachdem er anderthalb Jahre vorher von einem Schlag befallen war, an einer gänzlichen Entkräftung¹.

So war nun ein Leben beschlossen, das auf einem begrenzten Schauplatz in engem Wirkungskreise verlaufen war. Niemals war dem Verstorbenen eine hervorragende Rolle zugetheilt gewesen. Für uns liegt das Interesse an seiner Persönlichkeit doch nur in seinem Namen und seinen Beziehungen zu einem Größeren. Aber kein unbedeutender Mann unter seinen kurländischen Zeitgenossen ist Joh. Heinrich Kant gewesen, obwohl die Nachwelt ihn vergessen hat, wenn wir die Eigenschaften und Charakterzüge uns vorstellen, die von ihm überliefert werden².

¹ So bezeugt Kant selbst bei E. Arnoldt „Kants Jugend und die ersten Jahre seiner Privatdocentur“: Altpreuß. Monatschr. 18, 609 (1880).

² Das Folgende ist der Wortlaut eines Briefes „aus Baldoenen in Curland“, der in den Fragmenten aus Kants Leben (ein biograph. Versuch, Königsberg 1802) S. 14 ff. mitgetheilt wird. Als Verfasser dieses Büchleins wird ein sonst nicht genannter Dr. med. Morjsfeldt von Wald in Reiches Kantiana S. 30 bezeichnet. Der Schreiber des Briefes wird Pastor Köhler in Baldoehn gewesen sein, der von 1776 an neben dem Verstorbenen an der Mitauischen großen Stadtschule gewirkt hatte und 1800 Director der Bauskeschen Kasse für Prediger-Wittwen und Waisen war. — In der ersten Biographie Imm. Kants (Leipzig 1804) ist der Brief Bd. 1, S. 19 ff. wiederholt und danach von S. B. in Reiches Wöchentl. Unterhalt. 1805. 1, 140 f. benutzt.

„In Rücksicht seiner literarischen Kenntnisse war er in den meisten Fächern, welche auf sein vorgesehtes Studium mit- oder unmittelbaren Bezug haben konnten, wohl unterrichtet. Sein Lieblingsfach war die Geschichte, worinnen er bewunderungswürdige Kenntnisse erreichte. Er war ein großer Verehrer der praktischen Philosophie¹. Ebenso wie sein Bruder liebte er nicht die Systeme, welche nach diesem oder jenem geformt waren, er stimmte oft mit den Meinungen desselben überein, dessen Schriften er bis auf die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft gelesen hatte, aber von da ab keine mehr lesen wollte, weil, wie er sagte, sein alter Kopf nicht mehr sich einer neuen Terminologie anvertrauen könne². Uebrigens war er der kritischen Philosophie nicht zuwider. In jüngeren Jahren hatte er den Unterricht bei seinem Bruder genossen³. Er besaß gute Kenntnisse in der Mathematik und befeizigte sich besonders auf das kritische Studium der Alten. Den Horaz und Virgil konnte er beinahe auswendig und zog den Letzteren dem Homer vor⁴.

Schätzbarer aber als alle diese Gelehrsamkeit waren die Eigenschaften seines Herzens. Nie hat er eine Unwahrheit gesagt, nie Jemandem Unrecht zugefügt, er war aufrichtig und sagte Jedem seine Meinung frei heraus. Was Recht und Gerechtigkeit forderte, was die Wahrheit und Vernunft heischte, das sagte er ohne Scheu, und darum hat er auch das Unglück gehabt, von Vielen, die freilich jene edlen Begriffe nur dem Namen nach kennen, für einen Freiheitsprediger gehalten zu werden⁵. Man hat ihn zwar deswegen nicht angefochten, jedoch scheint seine Familie darum zu leiden.

¹ Er war kein speculativer Kopf, sagt S. B. — Rink S. 125: eine andere wesentliche Verschiedenheit äußerte sich darin, daß der Pastor, wie ich von sehr glaubwürdigen Personen, die ihn genau kannten, erfahren habe, der speculativen Philosophie ziemlich abhold war. Rink hatte 1793 u. 94 in Kurland gelebt. Was S. 78 „die ihn (J. H. Kant) näher gekannt haben“ von seinem Charakter und seinen Kenntnissen rühmen, stimmt zu der obigen Schilderung.

² Das genannte Buch kam 1793 heraus. Auffallend ist, daß von der Stellung des Pastors Kant zu Religion und Theologie sonst nichts gesagt wird.

³ Dies bezeichnet Borowski S. 273 als Irrthum.

⁴ Den Horaz und Virgil citirte er bei jeder Veranlassung, wobei ihm sein seltenes Gedächtniß sehr zu statten kam. S. B. — Ein paar Horazische Erinnerungen enthalten auch seine Briefe. Aus diesen ergiebt sich noch seine Bekanntschaft mit dem Französischen, aus welchem er häufig Ausdrücke einflicht, wie es wohl damals in der gebildeten Gesellschaft Kurlands üblich war.

⁵ Da er so unverhohlen und freimüthig bei jeder Gelegenheit seine Meinung äußerte, so konnte es nicht fehlen, daß er sich manche Feinde zuzog. Aber auch diese konnten seiner strengen Tugend ihre Achtung nicht versagen. S. B. — Die angebliche Disharmonie beider Brüder, die dann in einer Anmerkung berührt wird, hat keinen tatsächlichen Grund, nur von einer Entfremdung könnte die Rede sein.

Die Kirchenkasse, welche nicht sehr groß war, hat er sogar mit dem Seinigen vermehrt. Auch die stärkste Leidenschaft, neu herausgegebene Bücher zu lesen, hat ihn daran nicht gehindert. Diese Begierde wurde durch seine kargliche Einnahme sehr beschränkt, welche ihm nicht geringe Sorge in der Erziehung seiner Kinder machte. Geschrieben hat er nichts, aber beinahe bis zu seiner letzten Lebensstunde beschäftigte er sich mit gelehrter Lectüre. Herders Ideen zu seiner Philosophie der Menschheit war das Buch, welches er die Nacht vor seinem Tode gelesen hatte.

Von diesem hatte er eine andere Meinung, als sein Bruder, der seinen Gegensatz zu Herder offen erklärt hatte und dessen Bücher nicht weiter würdigte!."

Wir haben noch Einiges über die Beziehungen der Hinterbliebenen zu Immanuel Kant mitzutheilen. Von den Briefen gehen uns leider einige ab, wie aus den noch vorhandenen zu ersehen ist. Der erste unter Kants Papieren auf der Königsberger K. u. Univ.-Bibliothek gefundene ist von der Pastorin Kant ausgegangen, aber nicht von ihrer Hand geschrieben, und lautet²:

Wohlgeborener Herr, Insonders Hochzuehrender Herr Professor, Verehrungswerther Herr Bruder! Ich hielt es für meine Pflicht, Ew. Wohlgeborenen schon vor vielen Wochen den erfolgten tödtlichen Hintritt meines innig geliebten Gatten Johann Heinrich Kant, weyland Predigers zu Alt- und Neurahden in Kurland, den am 22. Februar dieses Jahres der Tod mir und meinen unverorgten Kindern, zu unser aller namenlosen Schmerz, entriß, geziemend anzuzeigen —. Zugleich war ich auch so dreist, im Vertrauen auf die dem Wohlfeeligen von Ew. Wohlgeborenen geschenkte brüderliche Gewogenheit, mich und meine armen Kinder, bey unsrer so zerrütteten und traurigen oeconomischen Lage, Deroselben menschenfreundlichen Herzen zu empfehlen. Allein bis jetzt habe ich vergebens auf eine geneigte günstige Antwort von Denenselben gewartet, und die Zukunft verdunkelt sich je mehr und mehr unsern thränenvollen Blicken —. Daher wage ich's noch einmal Ew. Wohlgeborenen Mitleidsgefühl gegen die verlassene Familie Ihres seeligen Bruders, der Dieselben so wie wir alle innig verehrte, in Anspruch zu nehmen —. Mein letzter Brief hat Ew. Wohlgeborenen eine getreue Darstellung unsrer Lage gegeben, die bey aller Deconomie und Frugalität unsrer Lebensart, da besonders in den letzten Jahren die Einkünfte meines seeligen Mannes sehr geringe und die Ausgaben unsrer starken Haushaltung groß waren, traurig geworden; indem er nicht nur gar keinen Fond, von dem

¹ Borowski S. 169.

² 2 Bl. 4. Nach einer Abschrift des Hrn. Bibliothekar Dr. Reicke, dessen bereitwilliger Hilfe ich auch die Abschrift der beiden folgenden Briefe zu danken habe.

wir leben könnten, sondern noch dazu einige Schulden hinterlassen hat. Durch Veräußerung unsrer Wirthschaft hoffe ich zwar die Schulden zu tilgen; allein wovon ich mit meinen drey unversorgten Kindern subsistiren soll, das weiß Gott, der Vater der Wittwen und Waisen —! Nochmals flehen wir daher Ew. Wohlgebornen menschenfreundliches Herz um einige Hülfe und Unterstützung in dieser traurigen Lage an und hoffen mit gutem Grunde keine Fehlbitte zu thun —!

Indem wir mit Zuversicht der Erfüllung unsrer nothgedrungenen Bitte entgegensehen und schon im voraus Deroselben gütigen und menschenfreundlichen Gesinnungen, die unsern Kummer lindern, mit inniger Dankbarkeit verehren und die heißesten Seegenswünsche für dieselben zum Himmel thun, habe ich noch besonders die Ehre, mit der vollkommnen Hochachtung und Ergebenheit zu sehn Ew. Wohlgebornen ergebene Dienerinn

[gez.] Maria verwittwete Pastorinn Kant,
geborne Havemann.

Ultradensches Pastorath in Kurland, den 16. März 1800.

Auch ein junger Theolog, Karl Christoph Schoen, der mit der zweiten Tochter des Verstorbenen, Minna, sich verlobt hatte und als Hauslehrer bei dem Pastor Köhler in Baldohn lebte, suchte durch Vorstellungen über die vorliegende Nothlage auf Kant, da von ihm allein Hilfe zu hoffen war, einzuwirken. Daß dieser aber nicht sogleich zu helfen bereit war, während er doch gegenüber seinen Schwestern es als Pflicht erkannte, ersehen wir auch aus einer Bemerkung, die er seiner Gewohnheit nach auf einen kleinen Zettel hingeworfen: „Es kann nicht verlangt werden, daß ich mich ausziehe ehe ich mich schlafen zu legen bereit bin d. i. daß meine Verwandte schon in meinem Leben mich beerben sollen. — Meines verstorbenen Bruders Kinder werden nach meinem Ableben schon ihr Theil bekommen. — Ich habe noch andere, nämlich hiesige Verwandte, die ich zum Theil schon jetzt obzwar willkürlich pensionire¹.“ Er mußte doch wohl die Lage des Bruders und seiner Familie anders auffassen als die der Schwestern. Jener hatte mindestens an 20 Jahre ein ausreichendes Einkommen genossen und damit die Verpflichtung gehabt, die Zukunft der Seinigen zu sichern. Hatte er, der Ältere, doch selber lange Jahre mit den beschränktesten Einnahmen hauszuhalten verstanden und später, als diese ergiebiger, doch immer nicht reichlich flossen, ein Vermögen gesammelt. Bei Abfassung seines zweiten Testaments 1798 belief sich dieses auf 42,930 Gulden (oder 14,310 Thaler), aber die Renten waren dann durch eine Reduction von 6 auf 5 Procent um 100 Thaler jährlich vermindert worden, und die Einnahmen von den Vorlesungen und dem Ertrage der Schriften

¹ Reide aus Kants Briefwechsel. Königsberg 1885. S. 14.

waren nun fortgefallen. Gleichwohl wurden die Hoffnungen der armen Familie nicht getäuscht. Auf dem zweiten Briefe von Maria Kant hat der Kaufmann Jacobi, einer von Kants Freunden, vermerkt, daß ihm am 19. Juni 1800 der Auftrag geworden ist, quartaliter an die Frau Pastor Kant in Alt-Rahden fünfzig Reichsthaler preußisch courant gegen Quittung auszahlen zu lassen. Die Antwort, welche Kant selbst seiner Schwägerin zugeschiebt, ist nicht mehr zu ermitteln, doch haben sich zwei Dankfügungen für die zugesicherte und schon eingetroffene Unterstützung erhalten, die eine von der Wittve aus dem altrahdenschen Pastorat (vom 19. Juli), die andere umfanglichere von Schoen aus Baldonen (vom 1./13. Juli). Diese zweite enthält neben Ausdrücken der Verehrung für den „Mann, der den Menschen die Würde seines Geistes kennen lehrte, auch selbst mit Freuden das Gesetz erfüllt, dessen Befolgung den Menschen allein zu seiner erhabenen Bestimmung leiten kann“, und neben der Bezeugung der Dankbarkeit, die der Briefsteller begreiflich mit der erfreuten Familie theilt, auch einige Worte zur „Rechtfertigung wegen des ihr gemachten Vorwurfs der Unbesorgtheit“.

Der Versuch des Verstorbenen nämlich, durch die Vermählung seiner Tochter mit Schoen und die Anstellung desselben als Amtsgehilfen sich und seiner Familie die Zukunft zu erleichtern, war daran gescheitert, daß ein älterer Theolog schon die Anwartschaft auf die nächste erledigte Pfarre besaß und erst nach dessen Versorgung die Zulassung eines Adjuncten zugestanden werden sollte. Nun hatte aber der Tod diese Hoffnung zerstört, jener Candidat war sofort für Alt-Rahden bestimmt worden, und Schoen hatte sich der Zukunft zu getrösten. Wenn er eine Versorgung erhielt, wollte er mit der Verbindung mit seiner Verlobten zugleich die Erhaltung der Familie über sich nehmen.

Dieser ersehnte Zeitpunkt trat glücklicher Weise schon im nächsten Jahre ein. Das Kirchspiel Durben erwählte Schoen zum Prediger der deutschen Gemeinde, und das kurländische Consistorium stellte im November 1801 die Berufung aus. Als er dann im October 1802 sein Amt antrat, schien somit für ihn und die Familie Kant die Zeit der Sorgen zu Ende und ihr Auskommen sichergestellt zu sein¹. Auch die jüngste Tochter, Henriette, verlobte sich 1803 mit dem Inspector des Zollamtes in Libau, Friedrich Stuart, und heirathete noch in demselben Jahre. Den Kindern kam es zu gute, daß der Vater eben so viel für ihre moralische und intellectuelle Bildung, als die Natur für ihre körperliche Bildung gethan hatte². Der einzige Sohn

¹ Doch entstanden wegen dieser Wahl Weiterungen und hatten zur Folge, daß Schoen nochmals 1804 gewählt und erst darauf förmlich introducirt wurde, obwohl er das Amt schon vorher versehen hatte. S. Kallmeyer und Otto.

² Rint S. 125.

des Pastors Kant, dessen in den Briefen nicht gedacht wird, befand sich wohl schon beim Tode des Vaters oder gleich darnach in einem kaufmännischen Geschäft in Mitau, wo er später eine eigene Handlung gründete.

Einige Briefe des alten Königsberger Ohms bezeugen uns den Antheil an jenen Vorgängen, die seine entfernt lebenden Angehörigen betrafen.

I. An Schoen¹.

HochwohlEhrwürdiger Herr Pastor, HochzuEhrender Herr. Das geeignete Schreiben Ew. HochwohlEhrwürden vom 16. März habe ich am 17. April erhalten und aus demselben die beyden für mich angenehmen Nachrichten der Versorgung Ew. HochwohlEhrwürden so wohl, als auch dero Verbindung mit meiner Brudertochter ersehen². Ich nehme an beyden Ereignissen den aufrichtigsten Antheil und begleite sie mit meinen besten Wünschen. Meine Kräfte nehmen mit jedem Tage ab, meine Muskeln schwinden; und ob ich gleich keine eigentliche Krankheit jemals gehabt habe und auch jetzt keine befürchte, so bin ich doch bis jetzt seit zwey Jahren nicht aus meinem Hause gewesen, sehe aber mit Muth jeder mir bevorstehenden Veränderung entgegen. Meine gute Gefinnungen gegen meine Verwandten werde ich bis zu diesem Zeitpunkt unveränderlich erhalten und auch nach meinem Tode dieselben beweisen. Ich kan die Empfehlung an die Meinen keinem besser auftragen als Ihnen, der Sie Sich bald auch in den Kreis derselben einschließen werden. Ich habe die Ehre zu seyn

Ew. HochwohlEhrwürden ergebenster Diener

Königsberg, d. 28. April 1802.

Immanuel Kant.

II. An Stuart³.

Wohlgebohrner Herr, Insonders HochzuEhrender Herr Inspector. Die schmeichelhafte Zuschrift Ew. Wohlgebohrnen vom 20. März und besonders die darin mir bekant gemachte Verbindung Ew. Wohlgeb. mit meiner Brudertochter hat mir ein wahres Vergnügen gemacht, und das in den Tagen meines Lebens, da man nur für wenige Freuden mehr empfänglich ist. Die

¹ Im Besitz der Familie Schoen in Libau. Nur die Unterschrift ist von Kants eigener Hand.

² Nämlich daß Beides nun gesichert ist.

³ In der R. Bibliothek in Berlin (f. S. 550, Anm. 3); wahrscheinlich der letzte von sämmtlichen Briefen Kants. — Bei Eröffnung von Kants Testament im akademischen Senat zu Königsberg am 15. Febr. 1804 bemerkte Wasianski, der Testamentsvollstrecker, „daß die Brudertochter des Testatoris, des Erblassers, Henriette, welche sich bei Herrn Pastor Koehler in Dölbau (so) aufgehalten, nach einem vorgefundenen Brief vom 20. März a. pr. den 1ten desselben Monats mit dem Inspector bei der Libauschen Port-Tamofchna Friedrich Stuart wäre verlobt worden; ob aber die Hochzeit erfolgt wäre, solches wäre ihm nicht bekant“. Nach der Stammtafel der Familie von Korff (N. 6 im kurländ. Ritterchaftsarchiv) geschah die Vermählung 1803.

Verficherung meines hiesigen Freundes Herrn Jacobi, der von Herrn v. Hagedorn¹ dieselbe erhalten hat, daß die Verbindung für meine Brudertochter in mehr als einer Rücksicht vortheilhaft sey, hat meine Theilnahme an Ihrem Glücke mit Grund vermehrt. Empfangen Sie, Beyde Verlobte, statt meines verstorbenen Bruders hiemit meinen väterlichen Segen, der Sie und alle Meinigen, zu welchen ich von nun an Ew. Wohlgebohrnen zu zählen die Ehre habe, gewiß begleitet. Ich ersuche Sie ergebenst mich meinen dortigen Verwandten zu empfehlen; Sich selbst aber von der vollkommensten Hochachtung zu überzeugen, mit welcher ich zu verharren die Ehre habe

Ew. Wohlgebohrnen ergebeney Freund und Diener

Königsberg, d. 9. April 1803.

J. Kant.

Im folgenden Jahre schloß Kant kurz vor Vollenbung des achtzigsten Jahres sein Leben, das freilich zuletzt nur noch ein physisches Dasein gewesen war. Den Kindern seines Bruders fiel damit nach Abzug der Summen, die er für Vermächtnisse und Pensionen bestimmt hatte, die Hälfte seines hinterlassenen Vermögens zu. Auch das umfangreiche philosophische Werk, an welchem er seit etwa 10 Jahren beschäftigt gewesen war, kam damals nach Kurland, von wo es, lange verschollen, vor 35 Jahren wieder auftauchte.

Victor Diederichs.



¹ Kaufmann in Litzau.



Harnacks Angriff auf das apostolische Glaubensbekenntniß, beleuchtet von einem baltischen Theologen.

Des Berliner Professors Adolf Harnack Angriff auf das apostolische Glaubensbekenntniß ist weder etwas Neues, noch kann derselbe als von ihm herührend überraschen. An mehrfachen Versuchen, das Apostolikum aus seiner Stellung in der Kirche zu verdrängen, hat es in diesem Jahrhundert nicht gefehlt, zuletzt wurde noch vor etwa fünfzehn Jahren eine lebhaftere Agitation zu seiner Beseitigung in Berlin in Scene gesetzt, und wer mit den dogmenhistorischen Forschungen und Anschauungen Harnacks einigermaßen bekannt war, der konnte über seine Stellung zum apostolischen Glaubensbekenntniß nicht im Unklaren sein. Zwei Umstände erst gaben seinem Auftreten eine weitreichende Bedeutung: die Antwort, welche er seinen Schülern ertheilt hat und die aus Eisenach von ihm und seinen Gefinnungsgenossen erlassene Erklärung. Er hat den Studenten, welche bei ihm anfragten, ob sie nicht eine Petition um Abschaffung des Apostolikums einreichen sollten, wie es billig und recht ist, geantwortet, daß sie zu einem solchen Schritte weder berufen, noch reif genug wären. Mit dieser Erklärung wäre die Sache nun eigentlich erledigt gewesen. Harnack hat aber seiner Antwort noch einen Rath hinzugefügt, dahin gehend, daß allerdings die Beseitigung oder wenigstens die Aufhebung der obligatorischen Geltung des Apostolikums in der Kirche wünschenswerth sei, und daß für die jungen Theologen, wenn sie erst im Amte ständen, die rechte Zeit sei, das zu thun, was für sie gegenwärtig verfrüht und unrichtig wäre. Dieser Rath mußte das größte Befremden bei allen Ernstgesinnten und berechnete Entrüstung in allen kirchlichen Kreisen erregen. Also Harnacks Schüler sollten ganz ruhig in den Dienst der Kirche treten und sich auf das Apostolikum verpflichten mit der unausgesprochenen Absicht,

sobald sie erst im Amte seien, Schritte zur Beseitigung dessen zu thun, was zu bekennen und zu halten sie gelobt. Wenn das nicht die vielgeschmähte *reservatio mentalis* in ihrer unumwundensten Form ist, dann giebt es keine solche! Ein derartiges Verfahren wäre ganz im Sinne und Geiste des so viel angefochtenen Lehrbuchs der Moral vom Jesuiten Gury, aber wahrhaftig nicht evangelisch oder eines evangelischen Geistlichen würdig. Daß gegen solche Rathschläge und gegen Harnacks geringschätziges Urtheil über das Apostolikum sich auf der Seite der Kirchlichgesinnten eine heftige Erregung kundthat, ist natürlich, und es würde traurig sein, weil ein Zeichen völliger Erstorbenheit der Kirche, wenn es nicht geschehen wäre. Die Eisenacher Erklärung aber ist deshalb von Bedeutung, weil in ihr die Anhänger der verbreitetsten und immer mehr die Herrschaft auf den deutschen Universitäten gewinnenden Richtung, der Ritsch'schen Schule, ihre im Wesentlichen mit Harnack übereinstimmende Stellung zum Apostolikum ausgesprochen haben. Daß das mit voller Klarheit und Bestimmtheit geschehen ist, kann man freilich nicht behaupten, es zeigt sich vielmehr auch hier die den Theologen dieser Schule stets eigene schillernde Unbestimmtheit des Ausdrucks. Aber das ist doch klar, daß sie höchstens nur noch einen facultativen Gebrauch des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Kirche gestatten wollen. Als nun von den Synoden und Pastoralconferenzen, in kirchlichen Blättern und in Einzelschriften entschiedene Proteste gegen Harnacks Auftreten veröffentlicht wurden, als die Zeitungen sich der Sache bemächtigten, da beschwerte sich der Berliner Professor bitter über das gegen ihn ins Werk gesetzte „Treiben“. Unwillkürlich fällt dabei einem Jeden die Fabel vom Wolfe und dem Lamme ein. Es war auch in den Blättern, die natürlich in ihrer großen Mehrzahl für Harnack Partei nahmen, vielfach die Rede von einer Bedrohung der Freiheit der Wissenschaft durch die gegen Harnack von kirchlicher Seite gerichteten Proteste. Das wirkt geradezu komisch, wenn eine solche Phrase auch auf den liberalen Durchschnittsphilister in Deutschland niemals ihre Wirkung verfehlt. Die Wissenschaft erfreut sich gegenwärtig in Deutschland einer fast schrankenlosen Freiheit, in der Theologie insbesondere kann jeder protestantische Professor lehren, was ihm gutdünkt, und ebenso der katholische, soweit es seine kirchliche Obrigkeit erlaubt. Nach Harnacks Ansicht schließt die unveränderte Beibehaltung des Apostolikums in der Kirche einen schweren Nothstand in sich. Da muß man doch fragen: Für wen eigentlich? Für alle Kirchlichgesinnten selbstverständlich nicht. Aber auch für die große Masse der Indifferenten, die nur äußerlich zur Kirche gehören und den Gottesdienst selten oder nie besuchen, kann die Beibehaltung des Apostolikums gewiß keinen Nothstand bilden; denn diese lassen Glaube und Lehre der evangelischen Kirche überhaupt auf sich beruhen, oder wenn sich einzelne von ihnen darum

kümmern, so nehmen sie an dem Inhalt des Evangeliums selbst Anstoß und das apostolische Glaubensbekenntniß ist für sie etwas ganz Nebensächliches. Für wen ist denn also das Festhalten am Apostolikum ein Nothstand? Sehen wir von den ganz negativen Theologen und Geistlichen ab, für welche die Beibehaltung des Neuen Testaments und der Schrift überhaupt ein viel größerer Nothstand ist, so bleiben Harnack und seine Gesinnungsgenossen und ihre Schüler, die Anhänger der Ritsch'schen Theologie, nach; für sie also ist die Beibehaltung ein Nothstand und um ihretwillen soll das Bekenntniß beseitigt werden. Fürwahr, eine dreistere Forderung ist kaum je gestellt worden, schwerlich eine unerhörtere Zumuthung als die, daß die ungeheure Mehrzahl der Mitglieder der Kirche sich einer kleinen Minderzahl unterordnen, sich von ihr vorschreiben lassen soll, was bei ihr gültiges Bekenntniß sein soll oder nicht. Niemand zwingt ja die Herren in den Dienst der Kirche, in der ein so schwerer Nothstand herrscht, zu treten, Niemand würde sie hindern, eine eigene kirchliche Gemeinschaft ganz nach ihren Grundsätzen und Ueberzeugungen zu bilden, wie das in England und Amerika in solchem Falle als selbstverständlich angesehen und ausgeführt wird; doch die Herren der Ritsch'schen Schule sind ja freilich überzeugt, die eigentlichen und wahren Vertreter evangelischer Theologie zu sein, sie knüpfen ja, wie uns immer wieder versichert wird, an die so lange verkannten und entstellten Grundgedanken der Reformatoren wieder an und wollen die bis jetzt verdunkelten evangelischen Wahrheiten und Anschauungen in der Kirche zur Geltung bringen; daraus erklärt sich denn auch ihre so nachdrückliche Forderung, gehört und berücksichtigt zu werden. Die Wissenschaft soll ja die Unzulässigkeit des Fortgebrauchs des Apostolikums erwiesen haben, und daher hat denn auch Harnack zur Begründung seines Urtheils über das Bekenntniß und zur Rechtfertigung gegen die wider ihn und sein Vorgehen ausgegangenen Proteste und Erklärungen eine kleine Schrift erscheinen lassen, in der er eine geschichtliche Darstellung von der Entstehung des Apostolikums giebt und die Punkte hervorhebt, welche er und seine Gesinnungsgenossen sich genöthigt sehen, entschieden abzulehnen. Gegen ihn und zur Vertheidigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses sind in Deutschland eine nicht geringe Anzahl gelehrter und apologetischer Schriften erschienen.

Die Wellenschläge der von Harnack hervorgerufenen Bewegung sind auch bis zu uns gedrungen. In unserer Presse haben sich warme Apologeten Harnacks und seines Vorgehens gefunden, die dann wieder auf nachdrücklichen und entschiedenen Widerspruch gestoßen sind, auch gebildete Laien haben sich vielfach für die Frage interessiert und zum Theil sich zustimmend für Harnack erklärt. Es blieb zu wünschen, daß sich auch eine theologische Stimme aus unserer Mitte über die ganze Sache und namentlich über den Werth und die

wissenschaftliche Richtigkeit der Auseinandersetzungen Harnacks in seiner Schrift vernehmen ließ. Das ist nun, wenn auch etwas spät, so doch nicht zu spät geschehen in der Schrift von R. W. Feherabend: Harnacks Angriff auf die Geltung des Apostolikums in der evangelischen Kirche geprüft. Gütersloh 1893. Indem wir diese Schrift allen Lesern, die sich für den Harnackschen Streit und die Berechtigung des Apostolikums in unserer Kirche interessieren, aufs Angelegentlichste empfehlen, wollen wir ihrem eigenthümlichen Charakter und ihrem Inhalte einige Worte widmen. Was gleich ins Auge fällt: Feherabends Schrift zeichnet sich durch die größte Sachlichkeit und den verständigsten Ton aus. Mit mehr Gerechtigkeit, Anerkennung der Motive des Gegners, ängstlicherer Scheu auch nur vor dem Scheine einer Unterschiebung, sorgfältigerer Vermeidung aller Consequenzmacherei, bereitwilligerer Anerkennung des Gegners und größerer Geneigtheit, die Äußerungen desselben stets im besten Sinne auszulegen, als es hier geschieht, kann man, ohne den eigenen entgegengesetzten Standpunkt zu verleugnen, einen Gegner nicht bestreiten; kurz, Entgegenkommen gegen Harnack und seinen Standpunkt bis zur äußersten Grenze kennzeichnet die vorliegende Schrift. In dem Bestreben, nur ja nicht ungerecht wider den Gegner zu werden und in der Vermeidung jedes schärferen Wortes geht der Verfasser nach unserem Empfinden sogar mitunter zu weit, wir würden manchmal an die Stelle eines von ihm gebrauchten „bis jetzt, zunächst, noch“ ein „immer“, an Stelle von „noch nicht, fürs Erste, zunächst noch“ ein „niemals“ gesetzt haben. Doch das ist mehr Sache des Temperaments und persönlichen Gefühls, und wir verkennen andererseits nicht, daß gerade diese überaus milde und gemäßigte Haltung der Schrift Feherabends sie vorzüglich dazu geeignet macht, auf schwankende und unentschiedene Geister wohlthätig und günstig zu wirken, wie sie auch weiter dazu angethan sein läßt, nicht ganz befangene und blind voreingenommene Anhänger der gegnerischen Richtung und der Harnackschen Auffassung zu überzeugen oder wenigstens zu ernstem Nachdenken und erneuter Prüfung ihrer bisherigen Ansicht zu veranlassen. Dieser Schrift gegenüber wird auch der blindeste Verehrer Harnacks nicht von Fanatismus zu reden wagen. Inhaltlich unterscheidet sich Feherabends Schrift von den meisten gegen Harnack erschienenen Broschüren und Abhandlungen dadurch, daß sie sich nicht auf gelehrte Untersuchungen, kritische Prüfung von Einzelheiten einläßt, sondern die eigentlich principiellen Fragen erörtert und die Grundgedanken und Grundvoraussetzungen der Harnackschen Angriffe auf das Apostolikum einer eindringenden und sorgfältigen Prüfung unterwirft. Indem unser Verfasser den Standpunkt ernster Wissenschaftlichkeit selbst nie verläßt, vertritt er trotz der großen Mäßigung und Freundlichkeit in der Form überall mit klarer Bestimmtheit den Standpunkt evangelischen Glaubens und

Bekenntnisses und beweist überall die Sicherheit und Sachkenntniß des bewährten Theologen. Große Klarheit und Schärfe des Denkens zeigen sich überall in der Schrift, da ist keine Spur von Phrase oder schillernden Redewendungen, ein heller, im logischen Denken streng geschulter Geist spricht zu uns, und wir folgen seinen Auseinandersetzungen mit dem Vergnügen, welches die Entwicklung eines dialektischen Processes dem denkenden Geiste bereitet. Feyerabends Schrift ist allgemein verständlich gehalten, aber zum flüchtigen Durchblättern ist sie nicht bestimmt; sie setzt ernste und aufmerksame Leser voraus, diese aber werden, davon sind wir überzeugt, sie nicht ohne wahre geistige Befriedigung und reiche Anregung aus der Hand legen. Erst bei wiederholter Lectüre bemerkt man, wie viele Gedanken und Fragen auf diesen wenigen Blättern ausgesprochen und erörtert werden. Auf ein paar Punkte, in denen wir dem Verfasser nicht zustimmen können, wollen wir später eingehen.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, über den Inhalt der Schrift eingehend zu referiren; bei Feyerabends concentrirter Darstellung müßten wir dann einen großen Theil seiner Auseinandersetzungen wörtlich anführen und würden dadurch nur der eigenen Lectüre der Leser vorgreifen. Wir wollen blos auf einzelne Hauptpunkte der Schrift hinweisen und besonders bedeutende Abschnitte hervorheben. Harnack hat, wie bemerkt, in seiner Schrift eine ausführliche Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Apostolikums gegeben, die, wie Feyerabend vortrefflich bemerkt, ganz dazu angethan ist, das Symbol in den Augen des nicht sachkundigen Lesers zu discreditiren; obgleich hier die Geschichte selbst zu sprechen scheine, trage das Ganze doch einen subjectiven Charakter (einen tendenziösen, würden wir sagen). Jedenfalls reicht das Apostolikum, das muß auch Harnack zugeben, in seiner ursprünglichen Form bis in das zweite Jahrhundert hinaus. Vorzüglich sind die Ausführungen Feyerabends darüber, in welchem Sinne die Reformatoren das apostolische Glaubensbekenntniß beibehalten und in die evangelische Kirche herübergenommen haben, nämlich: weil sie darin den zutreffendsten Ausdruck der evangelischen Heilswahrheiten gefunden. Nicht darauf komme es daher auch jetzt an, wie sich das Apostolikum gebildet und entwickelt hat, sondern darauf: stimmt es mit der heiligen Schrift überein oder nicht? Auf diese Frage zu antworten, unternimmt denn auch Harnack im zweiten Theil seiner Schrift. Er beanstandet das „Niedergefahren zur Hölle“, das „Aufgefahren gen Himmel“, „die Gemeinschaft der Heiligen“, „die Auferstehung des Fleisches“ und vor Allem das „Empfangen vom Heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria“. Man sieht, es würde ein recht reducirtes Bekenntniß nachbleiben, mit dem er zunächst zufrieden wäre; wir zweifeln nicht, daß die Resultate der fortschreitenden Wissenschaft

bald noch einige weitere Streichungen nothwendig machen würden. Feyerabend geht auf alle diese Einwendungen ein und zeigt ihre Unstichhaltigkeit. Indem aber für Harnack der Hauptanstoß im Apostolikum die wunderbare Geburt Jesu Christi ist, richtet er, wie Feyerabend sehr treffend bemerkt, seinen Angriff über das Symbol hinaus gegen den Bericht des Evangeliums selbst. Feyerabend weist nun ebenso vom Standpunkt der Wissenschaft wie von dem des Glaubens aus das Unbegründete des Angriffs und die Berechtigung der Christenheit zu diesem Bekenntnisse in feiner und durchdachter Weise nach. Schade nur, daß er den Hauptsatz S. 25 in so abstract-dogmatischer Schulsprache ausgedrückt hat. Sehr richtig bemerkt Feyerabend ferner, daß, wenn Harnacks Kritik und Angriff gegen die evangelische Ueberlieferung richtig wäre, man Weihnachten abschaffen und die Weihnachtslieder beseitigen müßte. Fürwahr, man stelle sich einmal vor, das Weihnachtsfest würde gestrichen, all der Glanz, all die seligen Empfindungen, Gedanken und Erinnerungen, mit denen gerade dieses Fest alle Christen, jung und alt, erfüllt, fielen weg, die Christen erhoben sich nicht mehr gerade an diesem Feste mit innigem Danke zu Gott für die gnadenreiche Sendung seines Sohnes in diese Welt — und die Unmöglichkeit, ja die Undenkbarkeit, daß solches je eintreten könnte, macht sich jedem Christen sofort fühlbar. Nein, die Christenheit wird, wie Jahrhunderte bisher, so auch in Zukunft den evangelischen Bericht mit andächtigem Glauben festhalten und in jedem Jahre von Neuem Gott dem Herrn Dank und Preis darbringen für die wunderbare Menschwerdung Jesu Christi. Harnack ist doch nur ein Halber, wie die noch weiter nach links Vorgeschnittenen ihm vorwerfen. Das zeigt sich hier wie auch sonst, und sehr gut weist unser Verfasser nach, wie sein Standpunkt überhaupt, auf dem er das Geschichtsbild Jesu festhalten, alles Uebrige in der evangelischen Ueberlieferung aber der Kritik preisgeben will, unhaltbar ist. Vorzüglich sind sodann die Auseinandersetzungen unserer Schrift über das Verhältniß von Inhalt und Form bei den Evangelien, und Feyerabends Darlegung, daß es wirklich eine Wissenschaft des Christenthums giebt, die aber mit einer Voraussetzung beginnt und dabei doch wahre Wissenschaft ist, ist sehr durchdacht und beherzigenswerth. Nicht völlig übereinstimmen können wir mit dem, was Feyerabend über den Unterschied von Hauptsatz und Nebensätzen im zweiten Artikel des Apostolikums sagt. Allerdings sind die einzelnen Ausführungen ja nähere Bestimmungen zu dem Worte „Unsern Herrn“, aber sie enthalten doch eben zusammen die Angabe dessen, worin und wodurch Christus sich als unsern Herrn gezeigt hat und zeigt, sie bilden also mit dem Hauptbegriff einen unzertrennbaren Bestandtheil und geben ihm den lebensvollen Inhalt. Auch die historischen Thatfachen, die darin aufgeführt werden, sind daher im Bekenntniß ganz am Platze. Wir glauben,

daß im Grunde zwischen uns und Feherabend Uebereinstimmung besteht, aber die Form seines Ausdrucks könnte leicht zu Mißverständnissen führen. Ganz aus der Seele gesprochen sind uns dagegen Feherabends Aeußerungen über Harnacks Forderung, ihm und seinen Genossen Liebe zu erweisen, „während er selbst uns rücksichtslos ins Gesicht schlägt“. In der Bereitwilligkeit, den Gegnern gegenüber Toleranz zu üben und sie zu tragen, geht unser Autor bis zur äußersten Grenze, „aber, bemerkt er sehr zutreffend, zu unseren Leitern und zu Herren unserer Kirche wollen wir sie allerdings noch nicht haben.“ Was Feherabend dann weiter über die Verpflichtung der Geistlichen auf das Apostolikum in juridischer Weise Harnack und seinen Genossen gegenüber ausführt, ist höchst überzeugend und sei namentlich denen zum Nachdenken und zur Beherzigung empfohlen, die ohne Einsicht in die Sache so leicht über Gewissenszwang schreien. Mit dem Nachweise gegen Harnack, daß das Apostolikum vollkommen dem Zwecke eines rechten Bekenntnisses entspreche, schließt unsere Schrift.

Es ist leicht begreiflich, daß bei der Erörterung so ernster Fragen und bei der prüfenden Erwägung so schwieriger Dinge, auch wenn man in den Hauptsachen übereinstimmt, doch Verschiedenheiten und abweichende Ansichten im Einzelnen hervortreten. Ein paar dieser Bedenken, die uns bei der Lectüre der vorliegenden Schrift aufgestoßen sind, wollen wir hier hervorheben. S. 14 sagt der Verfasser: „Das trinitarische Dogma sollte man vor der Gemeinde ruhen lassen.“ Wie sollen wir diesen Satz verstehen? Daß damit nicht gemeint sein kann, man solle dieses Dogma überhaupt auf sich beruhen lassen, ist selbstverständlich, denn ein Dogma, das nicht mehr in lebendiger Beziehung zum Glaubensleben der Kirche stände, würde aufhören, ein Dogma zu sein und nur noch die Bedeutung einer Antiquität haben, die man baldmöglichst entfernen müßte. Auch das kann nicht gemeint sein, daß dieses Dogma wohl die wissenschaftliche Theologie beschäftigen solle und könne, nicht aber die Gemeinde, denn dann würde man zwischen esoterischen und exoterischen Dogmen zu unterscheiden haben, was dem evangelischen Glauben widerstrebt. Außerdem ist die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit einer der Haupt- und Grundgedanken des christlichen Glaubens, sie kann daher der christlichen Gemeinde unmöglich fern bleiben, sondern wird in mannigfacher Beziehung ihr nahe treten und nahegebracht werden müssen; feiert doch die Kirche alljährlich das Trinitatisfest. Wir nehmen daher an, der Verfasser habe sich nur gegen die genauen, in spitzfindige Subtilitäten sich verlierenden Begriffsbestimmungen früherer Jahrhunderte über das Verhältniß und das Wesen von Vater, Sohn und Geist und die Erörterung solcher rein theologischer Dinge vor der Gemeinde erklären wollen. Darin müssen wir ihm Recht geben, wünschten aber, er

hätte sich dann etwas anders ausgedrückt. Viel stärkere Bedenken erregen uns die Ausführungen über die Möglichkeit einer Kritik an der Ueberlieferung selbst des Neuen Testaments auf Seite 34. Hier sagt der Verfasser: „Wird dieser Nachweis, daß dieses Stück der überlieferten evangelischen Geschichte mit der Erkenntniß der Person Christi, die dem Glauben gewiß ist, nicht zu reimen sei, überzeugend geliefert, so wird der Glaube um seiner selbst willen das incriminirte Stück der überlieferten evangelischen Geschichte fallen lassen und dem Kritiker noch obenein warm danken.“ Gegen diesen Satz müssen wir entschieden Einsprache erheben, denn der darin ausgesprochene Gedanke würde mit nothwendiger Consequenz zu einer Abhängigkeit des Glaubens von der Wissenschaft und zu einer dominirenden Stellung der wissenschaftlichen Forschung über den Glauben führen. Außerdem würde bei Durchführung dieses Princips eine schrankenlose Subjectivität die unausbleibliche Folge sein; denn wer soll schließlich bestimmen, ob dieser Nachweis gelungen ist, der Glaube der Forscher oder der Glaube der überzeugten Hörer und Leser? Läßt es sich wohl denken, daß jemals allgemeine Uebereinstimmung unter den Glaubenden über das wirklich vollkommene Gelingen eines solchen Beweises wird erzielt werden können? Kann der christliche Glaube, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren und schwankendem Subjectivismus oder willkürlicher Schwärmerei zu verfallen, etwas von dem festen Fundamente, auf dem er ruht, von der evangelischen Ueberlieferung preisgeben? Doch der uns diese Bedenken erweckt, gebe uns selbst die befriedigende Antwort darauf. S. 30 sagt der Verfasser: „Etwas von der neutestamentlichen Ueberlieferung abthun, es sei, was es sei, erscheint uns eben so unstatthaft, als ihr etwas hinzufügen, wenn es auch an sich noch so gut und schön wäre“, ferner S. 28: „Den christlichen Glauben auf diese Grundlage (menschlicher Wissenschaft und unseres eigenen kritischen Bestrebens) stellen, das heißt ihn erschüttern und auflösen“, endlich S. 32: „vielmehr deckt der in der Ueberlieferung niedergelegte und mechanisch gar nicht mehr herauszulösende himmlische Schatz selbst die letzte Scherbe mit seiner Autorität.“ Das ist ganz unsere Ueberzeugung, und damit erkennt auch unser Verfasser an, daß die neutestamentliche Ueberlieferung von Jesu Christo die unerschütterliche und unauflösbare Autorität und Quelle des christlichen Glaubens ist und bleiben muß, mag auch ihre äußere Form, die ja menschlich ist, wie Feyerabend ausführt, ein unvollkommenes Gefäß für den himmlischen Schatz sein. Wir können uns jene oben angeführte bedenkliche Aeußerung nur so erklären, daß der Autor damit eigentlich etwas Unmögliches hat bezeichnen wollen, formell aber dem Gegner damit ein zu großes Zugeständniß gemacht hat. Jedenfalls wünschten wir sehr, der geehrte Verfasser hätte dem, was er meinte, einen weniger prononcirten und auffälligen

Ausdruck gegeben. Denn nicht allein wir, sondern auch andere Leser und Freunde seiner Schrift haben, wie wir wissen, an ihr Anstoß genommen. Auch in Bezug auf den historischen Glauben, d. h. das Fürwahrhalten, können wir seine Ansicht nicht ganz theilen; er erscheint uns doch als eine nothwendige Vorstufe zu dem eigentlichen evangelischen Glauben. Doch darauf, wie auf manches Andere näher einzugehen, würde uns hier zu weit führen. Einzelne Differenzen, wie die angeführten, die nur zum Beweise dienen mögen, wie aufmerksam wir seinen Ausführungen gefolgt sind, können nicht im geringsten den Dank beeinträchtigen, zu dem wir uns Feyerabend gegenüber verpflichtet fühlen. Möge der geehrte Verfasser uns noch häufig mit solchen Schriften, in denen sich echte Wissenschaftlichkeit und evangelischer Glaube verbinden, erfreuen!

Man hat sehr richtig Harnacks Standpunkt der Auffassung und Beurtheilung christlicher Dogmen als den des reflectirenden Verstandes bezeichnet. Für diesen Standpunkt wird allerdings die evangelische Ueberlieferung und noch mehr das christliche Dogma unendlich viel Angriffspunkte darbieten und die Kritik herausfordern. Die Anschauungen Harnacks und seiner Genossen kommen nun freilich dem herrschenden Zeitbewußtsein sehr entgegen, denn in allen Wissenschaften herrscht leider heutzutage ausschließlich der reflectirende Verstand; da aber die christliche Offenbarung und der christliche Glaube für die verstandesmäßige Auffassung stets etwas Incommensurables gewesen sind und sein werden, so wird diese Betrachtungsweise auf dem Gebiet der Theologie natürlich in besonders schroffen Gegensatz zu dem bisherigen christlich-evangelischen Glauben treten. Und das vorzugsweise Betonen des Ethischen im Christenthum, die Abweisung aller überfönnlichen Erkenntniß, die als Metaphysik verworfen oder bei Seite gesetzt wird, die Kritik, der das Dogma ebenso wie die neutestamentliche Ueberlieferung unterworfen werden, die Geringschätzung des bisherigen Kirchenglaubens — im Grunde ist das doch nichts Anderes, als der alte Rationalismus in neuer Gestalt. Zwar an Gelehrsamkeit, an Scharfsinn, an kritischem Urtheil, an Geschmack, Feinheit und Gewandtheit übertrifft dieser neue den alten bei Weitem, aber die unbeschränkte Subjectivität, die verstandesmäßige Auffassung und die Loslösung von allem historisch Gewordenen ist doch beiden gemeinsam. Man muß anerkennen, daß von dieser Schule die Person Jesu in ihrer einzigartigen Dignität festgehalten und zum Mittelpunkt ihrer religiösen Auffassung gemacht wird, aber diese vergöttlichte Persönlichkeit, oder wie man es sonst bezeichnen will, deren Anfang gewöhnlich menschlicher Art ist und deren Ausgang sich ins Dunkle verliert, ist doch nicht der Christus der Kirche; zu ihr kann man wahrlich nicht sagen: „Mein Herr und mein Gott“, und zu ihr beten wäre doch kaum etwas Anderes, als Abgötterei. Man darf sich über die

wahren Grundgedanken dieser theologischen Richtung durch die Zweideutigkeit ihrer Sprache, durch ihre Anwendung kirchlicher Formeln und durch die häufige Anpassung an den kirchlichen Sprachgebrauch nicht irremachen lassen. Das ewige Klagen der Herren von der Ritschlschen Schule über Mißverständnisse, Entstellungen und falsche Darstellung ihrer Ansichten beweist jedenfalls, daß es ihnen nicht gelingen will, für ihre Auffassung und ihre Gedanken eine wirklich klare und durchsichtige Form zu finden. Wir sind fest davon überzeugt, auch diese gegenwärtig in der Theologie dominirende Richtung wird vorübergehen, ohne den alten evangelischen Glauben erschüttert zu haben. Die Consequenz ihres Principis wird sie immer weiter führen bis zum reinen Unitarismus, der nicht mehr Christenthum, sondern nur eine allgemeinereligiöse Weltanschauung ist. Wünschen müssen wir, daß die Richtung Harnacks und seiner Genossen nicht in unsere Kirche eindringe, denn dieser thut Einigkeit mehr denn je Noth, und zu lebendigem Kampfe entgegengesetzter theologischer Richtungen, wie nützlich und heilsam er auch anderswo sein mag, ist in ihr weniger denn je Platz. In dem Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes von Ewigkeit her, der in die Welt gekommen und von der Jungfrau Maria geboren ist, um die von Gott abgefallene sündige Menschheit zu erlösen und selig zu machen, hat die Kirche unserer Lande im Verlaufe von Jahrhunderten Drangsale und Gefahren aller Art überstanden, in ihm haben unsere Väter Kraft, Trost und Frieden gefunden in guten und noch mehr in bösen Tagen, er allein wird auch uns aufrechterhalten in jeder Lage und zu jeder Zeit. E.





Literarisches.

Mittheilungen aus der livländischen Geschichte. Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. Fünftehnten Bandes zweites Heft (Schlußheft). Riga 1893. S. 353—480.
Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus d. J. 1892. Riga 1893.

Genau nach Jahresfrist ist dem stattlichen ersten Heft des 15. Bandes der Mittheilungen das zweite, freilich viel dünnere Heft gefolgt, mit welchem der Band seinen Abschluß findet. Die Zahl der Mitglieder der Alterthumsforschenden Gesellschaft, wie sie der Kürze halber auch an dieser Stelle genannt werden mag, hat sich gerade im laufenden Jahre so außerordentlich vermehrt, daß alle Publicationen von nun ab in weit stärkerer Auflage gedruckt werden müssen. Dieses Mal war das Directorium zu seinem Bedauern noch nicht in der Lage, alle neu eingetretenen Mitglieder mit Exemplaren zu versehen, da die starke Vermehrung der Mitgliederzahl erst eintrat, als einige Bogen der Mittheilungen und Sitzungsberichte bereits in kleiner, dem alten Mitgliederbestande entsprechender Auflage gedruckt worden waren.

Der erste Aufsatz der Mittheilungen dieses Jahres stammt aus der Feder des Professors Dr. Wilhelm Stieda in Moskau: Liv-, Est- und Kurländer auf der Universität Frankfurt a. O. Mit regem Eifer hat sich in neuerer Zeit die Forschung den Universitätsmatrikeln zugewendet. Mehrere derselben sind bereits veröffentlicht, andere im Manuscript benutzt worden. Für genealogische und biographische Zwecke, aber auch für das umfassendere und wichtigere Gebiet der allgemeinen Culturgeschichte lassen sich diese Matrikeln mit Erfolg verwerthen. Auch die livländische Geschichte hat aus diesen Studien bereits Vortheile zu ziehen gewußt. Böthführ ging

mit seinem „Die Livländer auf auswärtigen Universitäten in vergangenen Jahrhunderten“ voran. Im 14. Bande der Mittheilungen hat Dr. Phil. Schwarz den ersten Theil der von Hoffmeister herausgegebenen Matrikel der Universität Rostock für die Livländer ausgezogen und das Verzeichniß derselben mit biographischen Bemerkungen versehen, wobei er Gelegenheit fand, eine erhebliche Anzahl von Fehlern in Böttchführs Arbeit zu berichtigen. Die Mittheilungen werden demnächst eine größere Arbeit über die Livländer auf der Universität Königsberg bringen, und so dürften sich im Laufe der Zeit diese Einzelarbeiten als Ringe zu einer zusammenhängenden Kette aneinander schließen. Einen dieser Ringe liefert auch Stieda in der vorliegenden Arbeit. Die Universität Frankfurt a. O. hat von 1506—1811 bestanden. In dieser Zeit sind an ihr 176 Livländer inscribirt gewesen, weniger als an manchen anderen Hochschulen. „Frankfurt hat demnach nicht zu den Universitäten gehört, welche die Livländer besonders gern aufsuchten.“ Dem mit biographischen Notizen reichlich versehenen Verzeichniß der Livländer geht eine interessante Einleitung voraus, welche unter Berücksichtigung der Verhältnisse auch an anderen Universitäten für das Universitätswesen bis in das 18. Jahrhundert hinein überhaupt lehrreich ist. Ein alphabetisches Register mit Angabe des Immatriculationsjahres ist der Arbeit beigegeben.

Dr. Friedrich Bienemann jun., ehemals Oberlehrer der Geschichte in Birkenruh, der schon in dem Schlußbericht des birkenruher Landesgymnasiums eine Arbeit zur Geschichte Dorpats unter dem Generalgouvernement Hafffers veröffentlicht hat, bietet hier eine zweite Frucht seiner Studien über Hafffer: Zur Gründungsgeschichte der zweiten schwedisch-livländischen Universität in Dorpat. Unter den Kriegswirren der 50er Jahre des 17. Jahrhunderts war die Stiftung Gustav Adolfs, die Universität Dorpat, zu Grunde gegangen. Seit 1665 datiren die Bestrebungen zur Wiederherstellung derselben; sie erfolgte aber erst i. J. 1690. Von 1690—1699 hat die wiedereröffnete Universität in Dorpat eine wenig erspriessliche Thätigkeit entwickelt; schon 1695 beschäftigte man sich mit dem Plane, sie nach Bernau überzuführen, und 1699 wurde sie in der That dorthin verlegt. Aus Bienemanns Arbeit ersehen wir nun, daß der Generalgouverneur Hafffer sich mit großer Energie wie für die Wiederherstellung der Universität überhaupt, so für die Eröffnung derselben in Bernau interessirte, während der Generalsuperintendent Fischer in einem Sentiment Riga als Ort der Universität vorschlug. Für Bernau sprach der Umstand, daß dort bereits eine geeignete Baulichkeit vorhanden war und daß die Verteidigungswerke dieser Stadt, wie es schien, leichter in Stand gesetzt werden konnten, als die ganz verfallenen Werke Dorpats. Der König aber entschied selbständig gegen den Wunsch des Generalgouverneurs und Generalsuperintendenten

für Dorpat; für ihn war der Umstand von größter Bedeutung, daß die Akademie von Anfang an in Dorpat errichtet war, und die Wahrung der historischen Continuität wurde der ausschlaggebende Gesichtspunkt. Die Dorpater Hochschule hatte in der zweiten Periode ihres Daseins einen fast ganz schwedischen Charakter, der im Widerspruch zu den Bedürfnissen und der Eigenart des Landes ihre gedeihliche Entfaltung hinderte. Wir erfahren von Bienemann, daß Hastfer hierfür nicht verantwortlich gemacht werden kann. Er, der sonst der fanatischste, unversöhnlichste Feind baltischer Eigenart und das willfährigste Werkzeug König Karls XI. in seinen auf Uniformirung gerichteten verfassungswidrigen Bestrebungen war, hat hier doch noch mit unbefangenen Blick die wirklichen Interessen des Landes vertreten, wenn er sich über die Professorenfrage folgendermaßen äußerte: „In Erwehlung der benötigten Professoren wird vor allen Dingen ohne Unterschied der Nationen auf derselben Capacität undt Renommee insonderheit in Teütschland reflectiret werden müssen, welches dieses gute Werk fort anfangß merklich forthelfen wird.“ Die Hauptquelle Bienemanns ist die bisher noch nicht veröffentlichte Correspondenz des Königs mit dem Generalgouverneur, wie sie in den schwedischen Originalbriefen Karls XI. und in der deutschen Missivregistratur des Generalgouvernements vorliegt.

Einem schon mehrfach verlautbarten Wunsch ist Alexander Bergen-grün mit der Veröffentlichung von „Christian Hillebrandts Bericht über den Aufenthalt Bischof Hermanns von Dorpat in Moskau 1558/59“ nachgekommen. Hillebrandt, über dessen Personalien nichts ermittelt werden konnte, hat dem in Moskau widerrechtlich gefangen gehaltenen Bischof als Secretär gedient und den in Rede stehenden Bericht über seine Behandlung in Moskau und die Verhandlungen mit den russischen Würdenträgern geschrieben. Das Original des Berichts ist unbekannt. Dem vorliegenden Abdruck ist die Copie in einem Dorpater Codex, die wieder auf eine gleichzeitige Abschrift in Kopenhagen zurückgeht, zu Grunde gelegt worden. Als eine bedeutende Erweiterung unserer geschichtlichen Kenntniß kann Hillebrandts Bericht jedenfalls nicht bezeichnet werden; doch handelt es sich hier um den letzten Bischof von Dorpat, dessen Erlebnisse während der Gefangenschaft doch mit Interesse verfolgt zu werden verdienen. Von den vielen Deutschen, die in jener Zeit nach Moskau gebracht wurden und auf fremder Erde ihr Ende fanden, sind es ja nur sehr wenige, über deren Schicksale sich einige dürftige Nachrichten erhalten haben.

Oberlehrer Friedrich von Keußler hat einen Aufsatz „Zur Geschichte des Fürstenthums Gericke“ verfaßt, in dem er die späteren Schicksale des Landes, nachdem es dem deutschen Herrschaftsgebiete einverleibt worden war, behandelt. Keußler ist erst nach Veröffentlichung seiner in den

Mittheilungen Bd. 15, Heft 1 erschienenen Arbeit über „Das livische und lettische Dünagebiet“ zc. auf zehn von Hildebrand herausgegebene Urkunden gestoßen, welche ihn veranlaßten, die Untersuchung über den endgiltigen Ausgang dieses russischen Fürstenthums neu aufzunehmen. Keußler macht es wahrscheinlich, daß unter den in einer Urkunde von 1239 genannten „rechtmäßigen Erben“, welche Gerike als Lehen besaßen, nur die Erben des Ritters Conrad von Mehendorpe zu verstehen seien.

Zum Schluß werden die Abbildungen einiger eisernen Waffen aus den zahlreichen livländischen Gräberfunden, welche im Museum der Gesellschaft aufbewahrt werden, geboten.

Die Sitzungsberichte aus d. J. 1892 enthalten zahlreiche kleinere Aufsätze und Notizen, deren Aufzählung in den Rahmen dieser Anzeige nicht hineingeht, von denen aber einige doch von allgemeinerem Interesse sind. Die Sitzungsberichte, welche seit einem Jahrzehnt in regelmäßiger Folge erschienen sind, bergen eine Fülle von Material, welches zunächst an keiner anderen Stelle deponirt werden konnte, das aber auf diese Weise der Vergessenheit entrissen wird und nur der Einordnung und Verarbeitung in einen umfassenderen Zusammenhang harret. Mit Befriedigung entnimmt man den Berichten über die einzelnen Sitzungen des verflossenen Jahres und der Uebersicht, welche der Secretär in der öffentlichen Jahresitzung vom 6. December 1892 vortragen hat, den Beweis für die Thätigkeit der Gesellschaft einerseits und für das liebevolle Verständniß andererseits, welches das Publicum den Bestrebungen der Gesellschaft entgegenbringt. In früher ungeahnter Fülle strömen von allen Seiten die Gaben für das Museum zusammen, als Geschenke, als Darbringungen unter gewissen Cautelen oder zu zeitweiliger Aufbewahrung. Der Bann ist gebrochen, welcher bisher über dem Museum lagerte und ihm das Interesse des weiteren Publicums entzog, seitdem das Directorium mit voller Unummwundenheit sich dazu entschloß, es zu einem Sammelpunkt aller culturgeschichtlich irgendwie bemerkenswerthen Dinge im weitesten Sinne zu machen, und seitdem es aufgehört hat, sich dem Beschauer in erster Linie im Lichte einer Sammlung von unverständlichen prähistorischen Merkwürdigkeiten zu zeigen. Nicht minder umfangreich sind die Darbringungen für die Bibliothek gewesen. Wahrhaft stolz darf aber die Gesellschaft auf die zahlreichen, zum Theil mit künstlerischer Pracht ausgestatteten Druckwerke sein, welche unter ihrer Hegide, zum Theil unter beträchtlichen von ihr aufgewendeten Opfern die Presse in dem Berichtsjahre verlassen haben, und nicht minder stolz darf die gebildete Welt unserer Provinzen darauf sein, daß sie durch ihre Kauflust nicht nur die Durchführung der in Angriff genommenen Arbeiten ermöglichte, sondern dem Directorium auch den Muth zu neuen Unternehmungen gegeben hat, die, getragen von dem Wohlwollen

der öffentlichen Meinung, demselben Erfolge entgegensehen dürfen. Wir schreiben dieses unter dem frischen Eindruck des Erscheinens von Anton Buchholz' „Beiträge zur Lebensgeschichte Johann Reinhold von Patkuls“, welches die Gesellschaft dem livländischen Landrathscollégium zum 250. Gedenktage seines Bestehens dargebracht hat, ein Buch, welches demnächst auch in der „Baltischen Monatschrift“ einer eingehenden Besprechung unterzogen werden soll. Buchholz' Arbeit aber darf in so fern schon hier erwähnt werden, als die Sitzungsberichte für 1892 drei von dem Verfasser in der Gesellschaft gehaltene Vorträge namhaft machen, welche Theile seines nunmehr der Deffentlichkeit übergebenen größeren Werkes sind.

Im Anschluß an die Sitzungsberichte muß hier noch eines anderen im Berichtsjahre vorbereiteten, in diesem Jahre zur Thatfache gewordenen Ereignisses gedacht werden, das an Wichtigkeit für die baltische Geschichtskunde alles Andere überragt. In der Versammlung vom 14. Oct. 1892 machte der Präsident die Mittheilung, daß das Directorium, dem bekanntlich die Leitung der Arbeiten für das baltische Urkundenbuch von den contribuirenden Standschaften übertragen worden ist, den Plan ins Auge gefaßt habe, das Urkundenbuch in zwei von einander unabhängigen Serien nach Analogie der Hansereceffe erscheinen zu lassen. Während Dr. Philipp Schwarz die Urkunden von der Mitte des 15. Jahrhunderts an bearbeite, sei das Jahr 1494, in welchem der Ordensmeister Blettenberg sein Amt antrat, für den Anfang der zweiten Serie gewählt worden. Die Verwirklichung dieses Planes machte natürlich eine Verdoppelung des Etats nöthig, und das Directorium wandte sich mit einem entsprechenden Gesuche an die Standschaften. Da darf es denn doch als ein freudiges Ereigniß bezeichnet werden, daß Städte und Ritterschaften einmüthig den Plan guthießen und die Mehrkosten auf sich nahmen; denn wenn auch die Kosten sich thatsächlich nicht vermehren, da die Zahlungen entsprechend der früheren Vollendung des Werkes auch früher eingestellt werden können, so bleibt doch immer die Mehrbelastung der gegenwärtigen Generation zu Gunsten der späteren bestehen, und nur ideale Gesichtspunkte konnten die ritterschaftlichen Corporationen und die Stadtverordnetenversammlungen leiten, wenn sie sich der Erweiterung dieses eben so wissenschaftlichen wie vaterländischen Unternehmens nicht versagten. Nachdem die Gouvernementsregierungen die Erhöhung des Budgetpostens für das Urkundenbuch bestätigt hatten, erfolgte im Frühling dieses Jahres die Wahl des Herausgebers der zweiten Serie. Oberlehrer Bernh. A. Hollander in Riga, auf den die Wahl in erster Linie fiel, lehnte dieselbe ab; darauf wurde Herr Leonid Arbusow gewählt, ein Schüler Waitz' und bekannt als einer unserer besten Paläographen und Urkundenforscher. Herr Arbusow hat am 1. Mai dieses Jahres sein Amt angetreten, und so ist denn ein

lange gehegter Wunsch, der aber Vielen ein *pium desiderium* zu sein schien, beim ersten energischen Versuch in befriedigendster Weise zur Verwirklichung gelangt. Trotz der erdrückenden Fülle an bisher noch ganz unbekanntem Material für die Regierungszeit Plettenbergs dürfen wir nun doch hoffen, in absehbarer Zeit eine genaue und richtige Einsicht in die Geschichte dieser glänzendsten, ruhmvollsten und wohl auch populärsten Periode livländischer Geschichte zu gewinnen.

Bgn.



Herausgeber und Redacteur:
Arnold v. Tiedöhl.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 29-го Августа 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Ar 893
Baltische



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,

Kaisers von Deutschland,

Kaisers von Oesterreich,

Königs von Dänemark,

Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.

Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
* Gegründet 1818. *

Flügel.

Pianos.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.